

Fritz Rimm

Rohzeichnung.

Ostland

Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Jahrg. III.

Zweites Oktoberheft

1920.

Der Aufstieg

Roman von St. v. Hannenheim

XI. (Fortsetzung.)

Seit jenem Tage wurde Rärgel wie von einer fixen Idee verfolgt.

— Ich muß Maud noch einmal sehen, ein letztes Mal!

Er wollte, er mußte sie noch einmal sehen, um sich ihr Bild vor seiner Seele zu festigen — ein Bild, das wie die Erinnerung an einen lieben Toten, ein wehmütiger, aber dauernder Besitz für uns bleibe.

Nachdem er sich tagelang sein Gehirn gequält hatte, wie er doch noch eine Möglichkeit finden könnte, schlug er sich plötzlich auf die Stirn.

— Ich habe gefunden! rief er aus.

Und hatte er monatelang sich nicht entschließen können, den Redakteur in seiner Wohnung aufzusuchen, so faßte er jetzt den Entschluß in einem Augenblick.

— Ich gehe zu Runz, sagte er sich. Ich gehe zu Runz . . .

Als er das Vorzimmer seines Chefs betrat, hörte er diesen mit lauter Stimme deklamieren:

— Wir wollen einen ehrlichen Kampf, meine Herren . . .

Der Redakteur hielt inne, als er Rärgel klopfen hörte.

— Herein, sagte er, in einem Tone, in dem die innere Erregung des Sprechers noch zu spüren war.

Der Schriftsteller fand indessen Runz ruhig und fest; bloß seine Augen leuchteten beim matten Scheine der Arbeitslampe.

— Schreibst Du an Deinem Roman? fragte der Schriftsteller.

— Ich bereite die Rede für den Wahlkampf vor, entgegnete der Redakteur. Du weißt es ja, oder vielmehr: Du solltest es wissen. . . Du kommst übrigens recht, fügte er hinzu. Lies meine Rede durch, soweit ich sie fertig habe. Und sag mir, ob sie nicht zu scharf gehalten ist.

Er reichte dem Schriftsteller einige Blätter hin, die dieser überflog.

— Vortrefflich, sagte Rärgel. Die Stelle: „Das sind infame Verdächtigungen, meine Herren“, ist in dem Tone gehalten, wie ich ihn liebe . . . Ich könnte sie selber geschrieben haben . . . Stellenweise würde ich allerdings noch schärfer ins Zeug gehen. Doch dergleichen ist Sache des Temperaments und des Geschmacks . . .

Er legte die Rede wieder auf den Schreibtisch nieder. Er fuhr in etwas unsicherem Tone zu sprechen fort:

— Ich möchte . . . nach dem Abendessen und wenn Du für einige Augenblicke Zeit hast . . . wenn Du Dich für wenige Minuten erholen willst . . . in einer wichtigen Angelegenheit mit Dir

sprechen. Es handelt sich diesmal um eine große Sache, um . . .

Kunz unterbrach ihn:

— Ich will nicht hoffen . . .

Rärgel wand schnell ein:

— Um keinen Wechsel . . . um keinen Vorschuß . . . sei beruhigt . . . Es handelt sich um eine Idee!

Zwei Stunden waren kaum vorüber, als Rärgel wieder das Arbeitszimmer seines Chefs betrat. Er war noch unruhiger als zuvor, er mußte sich vor Erregung niedersetzen. Er hub an:

— Ich wollte zuerst alles selber ins Reine bringen . . . Aber dann dachte ich mir: Kunz hat mit ein Recht darauf. Wir wollen ja in allem zusammenarbeiten, zusammenhalten . . . Das ist doch unser Einkommen, wie Du Dich erinnern wirst . . .

Kunz hatte früher selber eine Annäherung gewünscht, sogar gesucht. Doch er hatte sich nicht entschließen können den ersten Schritt zu tun. Und Rärgel seinerseits war stets seine eigenen Wege gegangen. Nun betrachtete der Redakteur mit Mißtrauen den Mann, der plötzlich, ganz unvermittelt von „jenen Vereinbarungen“ sprach. Waren sie nicht mehr denn je davon entfernt?

Doch Rärgel erzählte die Vorgänge der letzten Tage, so wie er sie sah.

— Schon wieder ein anonymes Brief! rief Kunz aus.

— Wieso schon wieder?

— Ich habe letzthin selber mehrere erhalten . . . Alles arbeitet, kämpft im Verborgenen — in der Politik und auch sonst . . . So glaubt man am sichersten zum Ziel zu gelangen, an die Öffentlichkeit, ans Licht . . .

— Doch für den Moment, fiel Rärgel ein, handelt es sich ja darum Verdächtigungen zu parieren, die eine Dame betreffen, nicht uns . . .

Kunz setzte sich in den Lehnstuhl, Rärgel gegenüber.

— Wer wird nicht verdächtigt, sagte er. Wer wird nicht verkleinert und beschmüht! An mir verdächtigt man alles: meine Arbeit, meine Ehre, meine Mitarbeiter . . . Einige meiner Feinde verdächtigen in ihrem blinden Haß sogar meine Manie als Sammler! . . . Einmal hat man mir sogar vor den Wahlen vorgeworfen — indirekt natürlich und anonym, aber deutlich genug — ich verkaufe Teppiche, Krüge, Geräte . . . aus Museen und Kirchen . . . Ich spreche davon bloß, um zu dem Schluß zu kommen: bei Verläumdungen geht man mit Ruhe und Kälte zur Tagesordnung über.

Rärgel bemerkte indessen, daß die Fäuste des Redakteurs sich ballten, als rüste er sich zum Kampfe gegen einen noch unsichtbaren Feind. Er suchte Kunz zu beruhigen, so unruhig er innerlich selber war.

— Vergleichen kann Dir nicht schaden, sagte er. Es wäre gefährlicher, wenn man weniger skandalöses erzählen würde . . . Doch die Angelegenheit, um die es sich hier handelt, ist delikater und weniger elastisch als die Politik . . .

Kunz erhob sich von seinem Plaze und ging im Zimmer auf und ab. Der Schriftsteller mußte glauben, der Redakteur suche eine Lösung für das „Problem“, das er, Rärgel, soeben angeschnitten hat, das „Problem Maud“. Doch Kunz blieb plötzlich vor dem Schriftsteller stehen und fragte:

— Du glaubst also, in meiner Rede sei nicht genug Schärfe, nicht genügend Wucht? . . .

— Aber darum handelt es sich ja gar nicht, antwortete Rärgel.

— Pardon, entgegnete Kunz, das ist momentan das wichtigste für mich, das einzig wichtige.

Rärgel rief ärgerlich aus:

— Du verstehst mich nicht, oder vielmehr: Du willst mich nicht verstehen.

Er erhob sich seinerseits von seinem Platze, um kund zu tun, daß er zum Handeln entschlossen sei. Er fuhr fort:

— Ich habe in der letzten Zeit viel daran gedacht, Dich in meinen Wiener Kreis einzuführen, bei meinen Freunden. Da dieß vorläufig ausgeschlossen ist, wollte ich Dich, uns beide — innerlich befreien . . . Ich wollte in diese Wände eine Freundin einführen, eine Muse . . . für uns beide . . . Da Du indessen nichts davon wissen willst, handle ich allein, so gut ich kann . . . Allerdings wirst Du Dir sagen müssen, fügte er mit gehobener fast drohender Prophetenstimme hinzu, daß Du wieder einen Anschluß verpaßt hast, den letzten . . . Denn das „Erlebnis“, auf das Du so lange gewartet hast . . . es ist da! . . . Und Du läßt es Dir wieder entgehen . . .

— Was den Begriff „Erlebnis“ betrifft, sind wir nicht derselben Ansicht, Du weißt es ja.

— Doch, doch. Wir sind fast derselben Ansicht . . . geworden . . . Auch ich verstehe unter „Erlebnis“ nicht mehr eine Reihe von wüsten Orgien . . . Das wahre Erlebnis besteht für mich in dem intensiven Erleben eines Blickes, einer Geste, in dem Empfinden eines Tonfalles in der Stimme des angebetenen Wesens, in seltsamen Zusammenhängen von scheinbar ganz einfachen, banalen Ereignissen, die . . .

Runz zuckte die Achseln.

— Ich werde eine Sprache sprechen, die Du sicher verstehst, fuhr Rärgel fort. Es handelt sich hier nicht nur um ein Erlebnis, es handelt sich um eine Tat, um eine Pflicht . . . Du und ich, wir sind die einzigen Menschen, die Maud verstehn . . . Wir sind ähnliche Naturen wie sie . . . Wir haben also die Pflicht sie zu schützen gegen die Verdächtigungen, die sie bedrohen und gegen die Unvorsichtigkeiten, die sie selber begehen kann. Es ist ein Problem, eine Tat, und Du . . .

Er brach den Satz selber ab und machte die große Geste des Menschen, die ausdrücken will: „Es ist ja doch alles nutzlos auf der Welt!“

Es trat eine Pause ein. Runz betrachtete lange den Schriftsteller, dessen Augen im Halbdunkel glühten. Er sagte:

— Ich mische mich nicht gerne in die Angelegenheiten anderer ein, wie das der anonyme Brieffschreiber getan hat. Doch heute zwingst Du mich dazu, Dir zu sagen wie sehr es mich wundert, daß Du Dich in Angelegenheiten einmischst, bei denen Du nichts zu suchen und nichts zu finden hast.

— Was weißt Du davon?

— Ich habe meine Leute, die mich informieren und denen ich Glauben schenken muß. Und da ich für Deine Handlungen bis zu einem gewissen Grade die Verantwortung trage, möchte ich Dir doch das sagen, was ich sonst zweifellos unterlassen hätte: Hüte Dich vor Verdächtigungen, Rärgel, bei denen der Schein gegen Dich spricht. Es würde niemand an Deine lautere Absicht glauben. Und es könnte geschehen, daß Du den Menschen zu grunde richtest, dem Du helfen willst.

— Deshalb sollst Du ja mit mir zusammenhandeln, fiel Rärgel ein. Du bist verheiratet. Du giltst, trotz aller Verdächtigungen, zur Zeit der Wahlen, als tadelloser Ehrenmann. Du hast nichts zu riskieren . . . Deine Frau . . .

Runz schnitt ihm das Wort ab.

— Meine Frau ist ein ausgezeichnete Mensch, das willst Du sagen und Du hast recht . . . Sie hat etwas Beruhigendes, Ausgleichendes in ihrem ganzen Wesen, wie man das bei den guten Frauen findet. Sie hat all das manchmal vielleicht zu sehr. Doch gerade deshalb ist sie ihnen nicht gewachsen . . . Deinen „Problemen“ und „Taten“.

Er sah auf die Uhr.

— Doch Du entschuldigst, wenn ich mich wieder an die Arbeit mache. Ich muß gegen Verdächtigungen ankämpfen, die mich selbst betreffen . . . Ich muß es mit mehr Schärfe tun als dies bisher geschehen ist, da gebe ich Dir wieder einmal recht . . . Ich gehöre zwei Tage lang ganz der Öffentlichkeit.

Sie traten in das Vorzimmer hinaus. Rärgeß innere Erregung wuchs noch, als er sich dem Ausgang der Wohnung näherte. Und er sprach rasch, als wollte er über eine Sache hinwegkommen, die nicht mehr aktuell ist:

— Es hätte sich bloß darum gehandelt, Maud einige Male bei Dir einzuladen, ihr die Möglichkeit zu geben, in Deinem Hause unter vorurteilslosen Menschen zu verkehren und Deiner Frau näher zu treten, die ich meinerseits zu den modernsten Frauen zähle, die es hier gibt. Diese freie Atmosphäre hätte vielleicht Wunder gewirkt. Maud wäre darin leichter gesundet, sie hätte vielleicht begonnen zu arbeiten, zu wachsen, zu reifen . . . für die Kunst . . . Und dann hätten wir das Verdienst . . . gehabt . . .

— Lassen wir das Verdienst . . . Ich habe mir ungefähr gedacht, worauf Du hinauswolltest . . . Doch bevor ich mich darauf einlasse, muß ich Dir etwas mitteilen, was scheinbar nicht dazu gehört, was Dich aber jedenfalls interessiert. Es ist also ganz gut, daß Du gekommen bist . . . Ich verreise in einigen Tagen . . .

— Du verreist? fragte Rärgeß erstaunt. Und wohin?

— Nach Wien, in wichtigen Anlässen der Redaktion. Doch auch in meinem eigenen Interesse. Du wirst mich während der Zeit vertreten.

— Weil Du niemanden anderen findest, warf Rärgeß ein. Gleichviel, es wird doch ein frischer Zug hieher hinkommen, rief er in plötzlich verändertem Ton aus, und auch für Dich ist es gut, daß Du fortkommst, daß sich wieder einmal die Welt für Dich weitet . . .

Doch Runz erschienen diese Worte hohl und leer, die Worte, die er einmal selber gesprochen hatte. Er sah sich karrikiert.

— Vielleicht, vielleicht . . . Wir sprechen noch davon.

Rärgeß griff nach der Türklinke, doch der Redakteur fuhr fort:

— Was eine einmalige Einladung Mauds betrifft . . . denn davon hast Du ja gesprochen, wenn ich mich recht erinnere . . . so läßt sich die Sache ja machen. Ich stelle mir das Ganze als Abschiedsfeier vor.

— Wieso als Abschiedsfeier?

— Ganz einfach . . . Maud fährt wahrscheinlich fort, sagtest Du ja selber. Und selbst wenn sie es nicht tun sollte, so wirst Du ja doch von ihr Abschied nehmen müssen . . . Das ist meine Meinung . . . Also auf Wiedersehen morgen, in der Redaktion und dann, nach den Wahlen, in meiner Wohnung — mit Maud.

(Fortsetzung folgt.)

Regentag zieht trüb und kalt . . .

Regentag zieht trüb und kalt
über Hügel, über Wald;
endlos graue Nebelreihn
wie Kriegstrog taumelnd hinterdrein.
Wo sonst man Dach und Giebel sah,
Urweltnebel wallen da.

Tief herab durchs Mark schon streicht
mir ihrer Wasser Sprühhauch feucht;
schlägt Rieseltropfen kühl und klar
um Turm und Haus und mir ins Haar.
Bis Erde, mich und jedes Bild
Urweltnebel einßt umhüllt.

Hermann Klöb.

Das Banater deutsche Schulwesen

Von Sektionsrat Dr. Michael Kaufsch (Semeschwar)

Das Schicksal eines Volkes ist das Schicksal seiner Schule. Wir, die rastlos wandernden, brachten Pfarrer und Lehrer mit. Freilich waren letztere bescheidene Verkünder geistigen Wissens. Das Lesen und Schreiben, etwas Rechnen konnten sie doch dem Kolonistenvolke beibringen, so viel, wie der Bekämpfer widerspenstiger Natur aus dem Buche benötigte, viel mehr verlieh ihm die natürliche Anlage und die Erfahrung. Dem Lehrer war aber der Unterricht nicht die einzige Beschäftigung. Er war ein bescheidener Rüstler und Kirchendiener, dabei betrieb er oft noch ein Handwerk.

Die Geschichte unseres Banater Daseins ist noch recht lückenhaft. Wir werden erst zur Sammlung der Geschehnisse schreiten müssen. Um so weniger können wir jetzt schon einen Einblick in das Seelenleben unserer Ahnen machen. Was sich auf das innere Leben unserer Schule zur Zeit der Einwanderung und später bezieht, ist uns zum guten Teile unbekannt. Wenn einmal — und hoffen wir bald — die völkische Gesinnung auch unsere Lehrerschaft beseelen wird, so werden wir viele rührige Hände, denkende Köpfe haben, die auch auf diesem Gebiete eine segensreiche Tätigkeit entfalten werden.

Hier sei nur jener Zeit Erwähnung getan, als in den Banater deutschen Lehrerkreisen ein regeres Leben begann. Dies regere Leben ist mit den politischen und literarischen Bewegungen Ungarns in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts in engem Zusammenhange. Doch wahrte diese Bewegung nicht lange. Man hatte zwar den Lehrern die „Vorrechte der Honoratioren“ zuerkannt, doch war die Behörde redlich bemüht, jede Bewegung, die wohl auch zum Vor-

teile der Schule gedient hätte, zu unterdrücken und so die Lehrerschaft wieder zum allmählichen Verbauern zu verdammen. Die Verordnungen der kön. ung. Statthalterei vom Jahre 1845 betreffs Nationalisierung der Schulen, die Verleihung des Wahlrechtes für Volksschullehrer konnte da Weniges ändern.

Von großer Bedeutung für das Banater Schulwesen war das Jahr 1854, als die deutsche Lehrerbildungsanstalt in Werschetz errichtet wurde. Ein eifriger Schüler Pestalozzi's, Johann Benisch, leitete diese Anstalt und verstand seine Begeisterung in die Herzen seiner Zöglinge zu übertragen. Berufstüchtige, ideal veranlagte junge Lehrer kamen aus dieser Schule, die es verstanden, sich weiterzubilden. Unsere guten alten Lehrer, welche die heute Vierzigjährigen und die Älteren unterrichteten, gereichten wahrlich zum Segen des Volkes.

Doch schon in ihrer Zeit begann die Magharisierung, auch sie mußten sich zur Janitscharenarbeit erniedrigen, wollten sie nicht brotlos werden. Dieses System, das in dem Apponyischen Schulgesetze seinen Höhepunkt erreichte, sollte seelisch verkümmerte Schwabensöhne erziehen. Der Geist, das Gemüt wurde vernachlässigt, nur das Gedächtnis mit einer fremden Sprache belastet. Sobald aber jemand der Schule entwachsen war, wurde das Gedächtnis entlastet, die Sprache vergessen; was blieb, war ein mangelhaftes Lesen und ein jämmerliches Schreiben.

Das Ubel dieses Systems fühlte das Volk am eigenen Leibe. Es kamen die Revolutionstage, die Freiheit versprochen. Während andere Völker durch Greuelthaten aller Art ihren Unmut äußerten, warf unser Schwabenvolk die Last des

fremden Unterrichtes von sich und verdeutschte die Schule über Nacht. Die Lovasische Verordnung, die den Unterricht in der Muttersprache in den zwei ersten Klassen erlaubte, kam zu spät und fand nur in wenigen Gemeinden Gehör.

Während der serbischen Besatzung kümmerte man sich seitens der Behörde wenig um die deutschen Schulen. Es wurden einige serbische Schulinspektoren ernannt, die sich mit Erlaß einer Verordnung begnügten, sonst besaßte man sich nicht mit den deutschen Schulen. Als die rumänische Behörde die Schulen übernahm, da ordnete Minister Dr. Branisce den Unterricht in der Muttersprache an. Dieser, von jeder nationalen Voreingenommenheit freie Mann, vertrat den einzig richtigen Standpunkt, daß die Volksschule für den Unterricht der Elemente des Wissens und nicht zur Erlernung einer fremden Sprache da ist.

Trotz der Begeisterung der Revolutionstage zeigten sich verschiedene Schwierigkeiten, die sich nur allmählich beseitigen lassen. Im Karasch-Severiner Komitate verweigerten viele, im Arader fast alle Lehrer den Treueid, so daß viele Schulen ohne Lehrer blieben. Doch bis Ende des verflossenen Jahres war fast in allen Gemeinden der Unterricht wieder aufgenommen. Es gibt auch solche Lehrkräfte, die der deutschen Unterrichtssprache nicht mächtig sind, die aber die Regierung nicht gleich verjagen konnte, oder die als konfessionelle Lehrer nicht verjagbar sind. In vielen Orten wurden die neuen Lehrkräfte von den alten hinausgeefelt. Nur durch die Entfernung dieser Elemente konnte Ordnung geschaffen werden.

Heute haben wir in etwa 148 Volksschulen den deutschen Unterricht eingeführt. Fast die Hälfte dieser Schulen sind Staatsschulen. Die andere Hälfte teilt sich in konfessionelle und Gemeindeschulen. Der allgemeine Wunsch geht heute dahin, die

Schulen zu nationalisieren; die Schule sei Eigentum des schwäbischen Volkes. Der Umstand, daß mit Beginn dieses Schuljahres einige deutsche Schulen, wo eine deutsche Minderheit ist, und die Zahl der Schüler geringer ist, eingestellt wurden, ist ein mächtiger Erwecker dieses Bestrebens.

Außer den Volksschulen haben wir deutsche Bürgerschulen in Modosch, Perjamosch, Lugosch, deutsche Parallelklassen in Großanknitfolaus. Die Parallelklassen wurden auch in Neusanfanna, Lippa und in der Semeschburger städtischen Bürgerschule zugesagt, jedoch nicht verwirklicht. Die staatliche Mädchenbürgerschule in Reschiza hat deutsche Parallelklassen. Von den Klosterschulen war bisher einzig in Montanoraviza der Unterricht deutsch, doch werden die Klosterschulen auch, durch die Verhältnisse gedrängt, zum deutschen Unterricht sich bequemen müssen. Eine deutsche Neugründung ist das Realgymnasium. Während im verflossenen Schuljahre 399 Zöglinge eingeschrieben wurden, beträgt die Zahl bis heute 845. In Draviza wird die erste deutsche Gymnasialklasse eröffnet, in Reschiza aber ist eine deutsche Realschule. Die Handelsschule in Semeschburg hat deutsche Klassen. Die größte Besorgnis erregt hier das unsichere Schicksal der Lehrerbildungsanstalt.

Die Hindernisse der Entwicklung unserer Schulfragen sind ungeheuer groß. Nervosität und Unduldsamkeit allenthalben, zielbewußte Mitarbeit nirgend. Doch auch ohne Mithilfe wurde so manches geschaffen. Die strammnationale Erziehung der Mittelschüler, Sorge für die Schulung der Hochschüler im Reiche, allmähliche Entfernung magharischer Lehrkräfte, Versorgung von Lehrkräften des Buchenlandes, zähe Propaganda der Rückverdeutschung des Semeschburger Deutschtums durch Vermehrung der Volksschulen, Verdeutschung der Administration der

Volkschulen, Schaffung eines Fachblattes, Ermöglichung des Unterrichts in den lehrerlosen Gemeinden, Abschaffung des Bücher mangels, harmonisches Zusammenwirken der Bürger- und Mittelschulen dürfen für die Arbeit eines Jahres unter solch schweren Verhältnissen genügen.

Noch ist das Schicksal unserer Schule

unsicher. Sie wird noch so manche Stürme zu bestehen haben. Der Schule Schicksal ist das Schicksal unseres Volkes. Wenn wir die Zukunft unserer Schule sichern können, so ist die Zukunft unseres Volkes gesichert. Jenes Volk, das seine Schule nicht schützt, verdient seinen Ruin. Ich glaube aber, wir werden durchhalten...

Besuch an der Grenze

Von Franz Xaver Rappus (Temeschwar)

Einer hatte sich totgeschossen.

Von ungefähr flatterte die Kunde zu Hildegard. Fiel in dem Augenblick, da sie der Winzer sprach, neben ihr zu Boden wie ein Akazienblatt. Rührte nicht an Wichtiges, was der Mann noch sagte: daß die Obstbäume überladen seien in diesem Jahr, daß die Trauben noch mehr Sonne brauchten, daß der Blaustein seine Schuldigkeit tue.

Das Mädchen nickte lachend unter seinem breiten Hut, schwirrte hin und her, band Blumen zu einem Strauß. Immer brachte sie aus dem Weingarten Blumen mit — für den Abendtisch, weil Mama das so liebte, und eine brandrote Rose für Theo.

Brall lag die Sonne auf dem weißen Weg längs der Hecke. Vor dem Kirchhofstor stand ein schwarzer Wagen mit Pferden voll Fliegen, so ein rechteckiger Kasten ohne Schmuck.

Da ging es ihr wieder durch den Kopf: Einer hatte sich totgeschossen. Das war zuerst Nachhall der Stimme vom Weingarteneck, wo die Edelpflirsiche sich drängten, Klang, nichts als Klang. Doch gleich darauf brach etwas wie dünnes Eis durch, schwang etwas in Kreisen tiefer, traf Widerstand und verursachte fremdes Gefühl.

Beide braunen Hände an der Brust — so stand Hildegard, den freien Hals

vorgestreckt, und spähte durch das offene Tor. Griff dann auf einmal mit sehniger Kraft aus, knirschenden Sand unter dem Leinenschuh.

Eben drehte einer den Schlüssel der Totenkammer. Spuckte in die Hände, faßte mit einem Zweiten die leere Bahre — schwipß, schwups ging es dem Ausgang zu.

Dreimal schlich das Mädchen rings um das Häuschen, an dem braunroten Holzkreuz vorbei, durch kniehohes Gras, über geplättete Hügel. Eine Neugier, die brannte und stach, mit ihr: Da drinnen?

Ihre Augen schlangen suchende Furchen um das verwaschene Mauerwerk, doch umsonst: verschlossen das Tor, das einzige Fenster blind wie die Nacht. Und zwischen den Gitterstäben tausendfaches Netzwerk der Spinnen.

Der Weg in die Stadt, sonst Spiel für Waden und Schenkel, sonst kurze Brücke nur für wenige Gedanken, tat weh. Zog alles Fleisch ihres Körpers an sich, glomm unter den Sohlen, gab mit jedem Ding rechts und links neue Rätsel auf. Menschen kamen vorüber, Wagen rasselten, Autofirenen bellten. Aber Hildegard ging wie verlassen von allen Äußerungen des Lebens, wie gebunden an ein Seil, das sich nur ächzend dehnte, wenn sie mit aller Kraft an ihm riß.

Daheim die Mutter küßte sie warm

auf beide Wangen. Der Vater tätschelte ihr die nackten Arme.

Wie es im Weingarten stünde?

„Gut, gut.“

Hildegards Blick glitt an den Eltern vorbei. Irrte eine Weile auf der Terrasse umher, durch Clematisranken ins Freie und zurück zum Pfeiler vor ihr, woran er haften blieb.

Das Mädchen meldete:

„Der Herr Doktor.“

Von oben bis unten musterte Hildegard den Bräutigam. Und immer wieder: beim Abendessen, in der Dämmerung, in der Finsternis, als nur sein Zigarrenende leuchtete, durchlöcherte sie mit den Augen den Menschen. Und dachte: Alles lebendiges Blut, alles Wärme, alles Dasein. Er lebt also, lebt unzweifelhaft. Und — ich liebe ihn ja.

Die weil redeten ihre Lippen ohne Notwendigkeit. Sprangen Lachtriller aus ihrer Kehle, spielten ihre Finger da und dort, wippten ihre Knie unter dem Damasttisch Tuch.

Als Theo aufbrach, seinen Mund an den ihren pressen wollte, wick sie mit einem Schrei zurück, mit einem kleinen, dünnen Schrei.

„Aber Liebling!“

Der Lüster fuhr hundertkerzig dazwischen — da lachte sie leise.

Nächsten Tages blühten alle Blumen wie unter fremdem Himmel.

Wieder wand Hildegard einen Strauß. Aber die Bewegung, mit der sie sich vorneigte, bückte oder zurückwarf, um die Wirkung des Ganzen zu übersehen, gehörte nicht mehr ihr. Gehörte schon dem Toten in der Leichenkammer.

Denn der war jetzt überall. Der Rest des Menschen, den sie nie gesehen hatte, formte beißende Restvorstellungen in ihr: ein Bild, durchquert von Knochenlinien, verfeßt mit Gesichtspartien, bloßen Muskulaturen, verbeult, verkrümmt von der

Qual des Sterbens — überfät mit Wunden, wie es schon ist, wenn einer sich selbst den Tod gibt. So nur konnte das Ende beschaffen sein nach dem Kampf des Entschlusses, nach dem Riß durch die Seele.

Hildegard schritt, als wenn es so sein müßte, durch die Kirchhofspforte. Der Strauß, übergroß geraten und prangend in hundert Farben, schlug aus der Armbeuge gegen ihr Herz, wie sie ihn trug. Schlug einen Takt nach dem anderen, hämmerte an ihr Fleisch, immer härter bei jedem Tritt.

Die Kammer stand offen.

Zwei Männer in verschoffenen Livreen machten sich draußen zu schaffen.

Drinne wehte eine arme Kerze über einem gelben Gesicht. Alles andere war schwarz: die Luft, der Sarg, der einsame Kranz — alles andere war ein Rahmen ohne Tönung und Schatten.

Nun atmete Hildegard nicht mehr.

Ein Staunen brach aus ihr, ein großes Verwundern darüber, daß es solches gab, solches Dasein und Nichtdasein, solche Züge mit Augen, Mund, Nase — einen Menschen, ähnlich dem Vater, der Mutter, dem Bräutigam, ihr selbst und allen anderen Lebenden ähnlich.

Oh! Und da ging es über sie — so fest und trotzig, so wild, so verwegen. Von selbst zogen alle Muskel an, trieben sie dicht an den Sarg, bewegten die Arme, bis mit einem letzten Ruck die Blumen auf dem Antlitz des Toten lagen.

So wartete sie still.

Aber nichts Ungewöhnliches geschah. Ganz leise wippten nur die Sommerblüten auf ihren hohen Stengeln.

Hildegard schob die Brauen zusammen, ballte die Fäuste ihr Kleid hinauf und hinab, wölbte die Zehen im Schuh.

Unbegreifliches tobte in ihr. Es fragte nicht: Wer ist der Schläfer, warum hat er nicht leben wollen? Es sauste nur

um sie in Schlingen und Spiralen, rot, braun, violett, preßte ihren Leib von allen Seiten, stocherte in ihrer Seele.

Und sie fühlte plötzlich, daß sie sich gegen etwas wehren müsse. Daß die Kraft in ihr, der leuchtende Tag draußen, der Saft in den Blumen — daß das alles sich ballen müsse gegen die Reglosigkeit vor ihr.

Geschlossenen Auges holte sie Waldesrauschen und Ahrenglanz herbei, Gesumme der Bienen, Triller der Lerchen, Überschwang aus tausend Pflanzen, Tieren und Menschen, raffte alle Jugend der Welt zusammen, alles Blühen, Sprühen, Überborden, den Donner der Gewitter, den Tumult spielender Kinder — alles, was Leben war: raffte es zusammen und stemmte es gegen den Toten.

Der lag still und unsichtbaren Gesichtes.

Da hob sie den Arm zum zweitenmal — griff sacht nach dem Strauß und schob ihn tiefer, zog ihn leise und behutsam auf die Brust des Leblosen hinab.

Jetzt lagen die gelben Züge wieder frei.

Heiß schoß es aus den Mädchenaugen darüber hin, mit der Glut aller Sommer, mit der Kraft aller Planeten.

Und das Antlitz regte sich. Es war, als ob der Kopf mit dem schwarzen Haarschopf sich unmerklich höbe, die Nase

spitzer würde nach der Richtung der Blumen hin.

Draußen schlugen die Männer Nägel auf einem Stein gerade.

Hildegard tippte dem einen auf die Schulter:

„Bitte, geben Sie ihm meine Blumen mit in den Sarg.“

Das sprach sie halblaut, immer noch mit dem Blick in der Finsternis der Leichenkammer.

Die Welt lag wieder offen. Und die Dinge rechts und links tanzten leichtbeschwingt vorüber. Falterleicht und doch so, als ob sie mit eisernen Wurzeln in der Erde stünden.

Mit dem Mädchen zog neues Wissen. Licht flutete in ihr, von dem sie wußte, daß es Wunder wirken könne, Kraft, die allem Irdischen vermählt war.

Beim Abendessen sagte der Vater:

„Du bist heute so blaß, Kind.“

Erklärend fügte die Mutter hinzu:

„Theo verspätet sich etwas. Er wird schon kommen.“ Und sie lachte auf wohlwollend mütterliche Art mit schaukelndem Doppellinn.

Doch Hildegard veränderte keine Miene. Sprach nur leise in den Abend hinein:

„Es hat keine Eile. Und überhaupt — wer weiß, ob ich ihn heirate.“

Franzosen im Banat

Von Dr. Franz Kräuter (Semeschwar)

Der Semeschwarer Bischof Bonnaz hatte im Jahre 1879 einen interessanten Gast. Es kam da aus dem fernen Frankreich ein Universitätsprofessor, der in seiner Heimat, in der Stadt Nancy, erfahren hatte, daß aus der Nähe dieser Stadt, aus dem seinerzeit unter französischer Herrschaft stehenden Elsaß-Lothringen, sich mehrere französische Fa-

milien dem großen Schwabenzug anschlossen, der vor hundert und so viel Jahren das Banat bevölkerte. Er wandte sich an den Bischof aus zwei Gründen: der eine, daß er aus den vergilbten Dokumenten des bischöflichen Archives so manche Aufklärung über die seit mehr als einem Jahrhundert verschollenen Landsleute zu bekommen hoffte

der andere Grund war, daß Bischof Bonnaz selbst einer dieser verschollenen Landsleute war, auf den man in seinem an der Schweizer Grenze gelegenen französischen Geburtsort Challex nicht wenig stolz war. Sehr alte Leute konnten sich damals noch an den Challexer Lehrer Johann Bonnaz erinnern, der 1813 unter Napoleon gegen die Deutschen ins Feld zog und in der Leipziger Völkerschlacht den Heldentod fand, sein einziges im Jahre 1812 geborenes Söhnchen aber nur ein einzigesmal — bei einem Durchmarsch — in die Arme schließen konnte. Sicherlich wäre dem armen Lehrer, der dem Tode entgegenging und um die Zukunft seines Kindes besorgt sein mußte, ein schwerer Stein vom Herzen gefallen, wenn er einen Blick in die Zukunft des Kindes hätte werfen und erfahren können, daß sein Sprößling einmal Sanader Bischof sein werde.

Denn der Bischof Alexander Bonnaz, dessen Name so manchem unserer Landsleute in Erinnerung ist, war niemand anderer, als der kleine Knabe, den sein in Uniform gekleideter Vater im Vorbeigehen das erste- und letztmal umarmte. Das wußte unser Universitätsprofessor sehr wohl, er wußte auch, daß derselbe Strom, der den Bischof von Frankreich nach dem Banat geschwemmt hatte, auch noch viele andere Franzosen mitgebracht hat, die in der Nähe des Bischofs irgendwo aufzufinden sein mußten. Bischof Bonnaz hätte das Banat sicher nie erblickt, wenn nicht sein Großonkel zur Zeit der französischen Revolution (1789) als Priester in die Flucht getrieben und nicht nach Ungarn verschlagen worden wäre. Hier fand man bald eine Verwendung für ihn, denn es gab damals im Banate französische Gemeinden, für die sich der Volkssprache kundige Priester nur schwer fanden. So wurde Anton Bonnaz Pfarrer von Triebswetter. Im Jahre

1822 dürfte die Einsamkeit und das Alter den alten Pfarrherrn bewogen haben, jemanden aus der fernen Heimat zu sich kommen zu lassen, er lud daher die Witwe seines Neffen zu sich ein, und die kam recht gerne, was hätte sie denn allein mit dem damals schon neunjährigen Alexander anfangen sollen? Sicherlich hätte sie ihn nicht so leicht studieren lassen können, wie der hochwürdige Herr Großonkel. Es fiel ihr freilich schwer, die Heimat zu verlassen, aber was tut man nicht seinem Kinde zuliebe und dann konnte sie ja hie und da auch schreiben, denn es gab ja eine gute Postverbindung mit Challex, der Genfer Kaufmann Dantant vermittelte die Briefe sehr gerne.

Einen dieser Briefe hatte der Universitätsprofessor aus der französischen Heimat mitgebracht, und Bischof Bonnaz las mit Tränen in den Augen die wohlbekannte Schrift seiner Mutter aus dem Jahre 1824, also aus seinem 12. Lebensjahre. Auf drei dichtbeschriebenen Seiten berichtet sie ihrer Schwester über tausend Kleinigkeiten aus dem neuen Leben und aus dem neuen Lande. „Deinen Brief vom 23. Dezember 1823 — habe ich gerade am Dreikönigstage erhalten. Auch unser Onkel hat einen Brief vom Herrn Abbé Deppery bekommen, aus dem wir ersehen konnten, daß in der Heimat alles noch in Ordnung ist. Wir sind stolz, daß die Firmlinge von Challex wieder die festesten in der Umgebung waren. Ob wir uns langweilen in dem fremden Land? Mein Gott, manchmal ja, aber dann erzähle ich unserem Onkel von unserer Heimat Challex, da vergeht ihm die Langweile. Mit dem Kochen habe ich meine liebe Not. Ich gewöhne mich jetzt an die deutsche und ungarische Küche, denn die ist hier Mode. Sehr oft mache ich Mehlspeisen wie z. B. „les nouilles, les knédles, les Stroudles, les gefülltes

Kraut“ (Nudeln, Knödeln, gefülltes Kraut), letztere werden aus einer Mischung von gehacktem Fleisch und Reis gemacht, die in Krautplättchen gewickelt werden. In der Suppe ist man hier „Leberknödles“ (Leberknödel), besonders in der Zeit des Schweineschlachtens — mit Respekt zu sagen. Mit dem „Choueroute“ (Sauerkraut) können wir uns nicht recht befreunden, bis auf Alexander (der spätere Bischof), der gar nicht wählerisch ist.

Mit der deutschen Sprache habe ich große Schwierigkeiten. Verstehen tu ich ja alles, aber, reden kann ich, wie „une vache espagnolle“ (eine spanische Kuh). Meine heimatliche Bauerntracht habe ich beibehalten, ich kann mich nicht entschließen, mich als Dame zu kleiden, andererseits aber gefällt mir auch die hier landesübliche deutsche Tracht nicht mit den „Pelzkappes“, den aus Fellen verfertigten Kopfbedeckungen der hiesigen deutschen Weiber, und noch viel weniger die Tracht der rumänischen Mädchen. Die tragen nämlich über dem Hemd vorne und rückwärts eine Art Teppich in sehr grellen Farben als Schürze, die ihnen nur bis an die Knie reicht, von da hängen dann Fransen herunter bis an die Knöchel. Die meisten tragen Schuhe aus Maroccaner oder Kordobaner Leder, die Reichen haben die Brust mit verschiedenen Gold- und Silbermünzen dicht behängt.“

Dann kommt sie wieder auf den zwölfjährigen Alexander (den späteren Bischof) zu sprechen. Er zerreißt viel Kleider, da schneidert sie drauf los, wie's eben geht, sie ist eben daran ihm aus einem Stück Levantiner Stoff eine Hose zu machen und in diesem plaudernden Ton geht es fort bis zur Unterschrift: *Francoise Huguenoit*.

Der Bischof verfügte sofort, daß die Pfarrer von Sct. Hubert und Triebswetter dem französischen Gelehrten bei seiner Arbeit an die Hand gingen. Auf

der Suche nach Franzosen war er auf die Hilfe der beiden Priester sehr angewiesen, denn solche fanden sich zumeist nur mehr in den Kirchenbüchern verzeichnet, was da lebte und lebte war schon damals — im Jahre 1879 — durch und durch deutsch. Die schwäbische Umgebung hatte die paar französischen Familien gerade so assimiliert, wie der Professor — er hieß Dr. Hecht — in der französischen Heimat zum Franzosen wurde.

Professor Dr. Hecht hat über seine Banater Studienreise in einem Buch Bericht erstattet, welches unter dem Titel »Les Colonies Lorraines et Alsaciennes en Hongrie« (Elsäß-Lothringische Kolonien in Ungarn) im Jahre 1879 bei Berger Lebrault und Cie. in Nancy erschien. Das Nachfolgende entnehme ich diesem Buche, das für Franzosen geschrieben wurde und größtenteils Angaben enthält, die uns ohnedies bekannt sind.

Die Auswanderung der Lothringer geschah zwischen 1762 und 1773, unter der Regierung des Fürsten Stanislaus (früheren Königs von Polen), der der Schwiegervater Ludwigs des XV., des Königs von Frankreich war. Unlaß zur Auswanderung boten auch hier, wie bei den Elsäßern und Pfälzern, die große Not, die drückenden Steuern. Der siebenjährige Krieg (1756—1763) hatte die Bevölkerung stark in Mitleidenschaft gezogen, immer kamen neue Refrutenaushebungen und Steuerverordnungen. Die Lothringische Kammer verwahrte sich gegen die Ausbeutung des Volkes, die Hauptwürdenträger verweigerten sogar die Eintreibung der von Ludwig dem XV. ausgeworfenen schweren Steuern. Dieser antwortete mit Haftbriefen auf den kühnen Protest, die ungehorsamen Beamten wurden eingekerkert, oder vertrieben, den Geliebten wurde der Kanzler Galaziere auf den Hals geschickt, der das

Volk schonungslos unterdrückte: Die Bauern von 200 Dörfern wurden zur Frohnarbeit getrieben, um das Schloß des Kanzlers in Neuville sur Moselle in Stand zu setzen und dieses mit der Provinzhauptstadt Nancy durch eine Chaussee zu verbinden.

Kein Wunder, wenn die Bauern, von denen in den auf 1759 folgenden Jahren laut einem amtlichen Ausweis 23.590 zu Tagelöhnern herabgesunken waren, landesflüchtig wurden. Die Drohungen, die man gegen diejenigen, die „dem König untreu werden“, verkündete, versingen nicht, auch die Zusicherung der Straflosigkeit für die Zurückkehrenden hatte keine Wirkung.

Im benachbarten Elsaß waren die Verhältnisse auch nicht besser. Die Leute hatten von den Kolonisationspatenten Maria Theresias Kenntnis erhalten, die sie nach den von den Türken befreiten verödeten Ländern einlud, und wollten durchaus fort. Es trieben sich unter ihnen viele Agenten herum, die zur Auswanderung aneiferten. Es waren dies nicht die von Wien entsandten Werbeleute, die nach jeder Familie eine gewisse Prämie erhielten, sondern dortige Kaufleute, die bei der Werbung dadurch auf ihre Kosten kamen, daß sie die zurückgelassenen Habseligkeiten der Auswanderer um einen Spottpreis erwarben, weil ja der Verkauf und die Abreise im geheimen geschehen mußte. Ein solcher Agent — ein Jude aus Biesheim — wurde 1769 ertappt und zu 100 Talern Strafe verurteilt, durch eine Verordnung aber wurden alle Käufe, die einer Auswanderung Vorschub leisten, als nichtig erklärt, die Kaufobjekte aber sollten konfisziert werden.

Die österreichischen Kommissäre, die in den rechtsrheinischen Städten (Köln, Frankfurt, Ulm usw.) die Auswanderer mit kaiserlichen Pässen und Reisegeld

versahen, hatten zwar die Weisung, von denselben eine „Entlassungsurkunde“ zu verlangen, scheinen es aber damit nicht sehr genau genommen zu haben, da sie durch Zurückweisung der Auswanderungslustigen an Provision verloren, andererseits aber wollten sie die Leute nicht wieder in das Elend zurückstoßen, aus dem sie nach manchen Gefahren kaum entkommen waren.

Sie drückten also oft über die mangelhaften Papiere ein oder beide Augen zu und instradierten die Kolonisten nach Ulm, wo sie eingeschifft und auf der Donau nach Wien, dann weiter in die Batska und das Banat befördert wurden.

Wie die Auswanderer weiterbefördert, verteilt und angesiedelt wurden, will ich bei einer anderen Gelegenheit erörtern, hier begnügen wir uns mit der Feststellung, daß im Jahre 1771 Sct. Hubert mit 75, Charleville mit 62, Seultour mit 62 Familien angesiedelt wurde, im darauffolgenden Jahre aber Triebswetter mit 200 Familien, Gottlob mit 200 Familien und Ostern mit 250 Familien. Die drei ersten Ortschaften waren ausschließlich, die letzteren teilweise von lothringischen Franzosen bewohnt.

Die Kolonisten legten sich mit großem Eifer ins Zeug und waren den benachbarten Ungarn und Rumänen gegenüber bald obenauf.

Sie mußten aber auf der Hut sein, weil diese ihnen aus Neid oft die Saaten zerstörten, oder das Vieh vertrieben; ihre Wachen hatten daher die Weisung, in der Nacht auf jeden zu schießen, der einen B und a trage. Die Bevölkerungszahl nahm rasch zu. Sct Hubert, dem bei Beginn die 1770 gegründeten und teilweise von Franzosen bewohnten Gemeinden Heufeld und Mastori angegliedert waren, hat vom 23. März bis

Ende des Jahres 1771 — 31 Geburten, im Jahre 1772 ist die Zahl der Geburten schon 92, im Jahre 1773 aber 129.

Außer den obgenannten sechs Gemeinden wurde eine französische Kolonistengruppe noch angesiedelt in Hagfeld im Jahre 1767. Das Andenken der 40 lothringischen Familien ist in dem Namen der „Lothringer Gasse“ bis heute bewahrt, (demgegenüber waren in Triebswetter bei der Gründung unter 192 Familien nur 8 deutsche, die in der „Deutschen Gasse“ angesiedelt wurden). In Lovrin wohnten die Lothringer mit den Elsäßern in der „Neuen Gasse“, in Satad, Grabag, Mastort, Heufeld und vielen anderen Gemeinden wurden sie unter Deutsche zerstreut.

Die Kirchenbücher geben ein klares Bild über die allmähliche Verdeutschung der „wälschen Dörfer“. Die ersten Priester waren noch Franzosen, oder der französischen Sprache kundig. Als solche finden wir verzeichnet: In Sct. Hubert: Roka 1772, Eustache 1797, Breton 1798, Porée 1801, Petitjean 1806; in Seultour: Pierre Francois Leclerc 1773, Silvestre Maillot 1793; in Triebswetter: Francois Verclerc 1773—1777, Germain 1777—1778, Blaise Collignon 1787—1789, Louis Breton 1798—1802 und schließlich Anton Bonnaz, den Großonkel des Bischofs Bonnaz, den wir schon in der Einleitung erwähnt haben, und der von 1804 bis zu seinem im Jahre 1837 erfolgten Tode in Triebswetter pastorierte.

Durch die Ehen zwischen Franzosen und Deutschen nahm nach und nach das Deutsche überhand. In Sct. Hubert, Charleville, Seultour und Triebswetter verdrängte der deutsche Kirchengesang den französischen schon in 1802. Bis 1830 wurde das Evangelium noch deutsch und französisch gelesen, die Pre-

digt aber wurde jeden dritten Sonntag französisch gehalten. In der Schule wurde der Unterricht anfangs in beiden Sprachen erteilt, das Französische verschwand aber noch rascher aus der Schule, als aus der Kirche.

Heute sind diese Gemeinden ebenso deutsch, wie die übrigen schwäbischen Gemeinden. Dr. Hecht berichtet, daß er noch einige alte Weiber in Charleville getroffen habe, die ihre Gebete französisch verrichteten, in 1872 soll der letzte Mann (im Alter von 92 Jahren) gestorben sein, der das Französische noch vollkommen beherrschte.

An die französischen Einwanderer erinnern heute nur mehr die Namen. Die Ortsnamen Charleville und Sct. Hubert wurden aus der Urheimat mitgebracht, mit dem ersteren wird eine Gemeinde noch heute bezeichnet, die 40 Kilometer nordöstlich von Mez liegt. Ein Meierhof in der Nähe von Mez heißt heute noch Saint-Hubert. In Arracourt (bei Lunéville, in der Nähe der deutsch-französischen Grenze von 1914) weiß man von einem gewissen Lacouture, der der Gemeinde bei seiner Auswanderung nach Ungarn ein Grundstück vermacht hat, welches als Friedhof dient.

Was die Familiennamen anbelangt, sind diese heute zumeist in einer verbalhornten, entstellten Form gebräuchlich, was sich leicht aus dem Umstande erklärt, daß die Kolonisten des Schreibens zumeist unfundig waren (Dokumente zeichneten sie mit Kreuzen), die deutschen und tschechischen Beamten aber trugen die französischen Namen bei der Kolonisierung in ihre Vormerkungen nach ihrer eigenen Orthographie ein, da sie doch die französische nicht kannten.

Dr. Hecht ist es gelungen, unter den in den wälschen Dörfern Charleville, Sct. Hubert, Triebswetter, ferner Gottlob und Ostern verbreit-

teten Familiennamen einige zu finden, die in der Urheimat, in den Gemeinden Moncel, Arracourt, Bezange und Moyenvic noch heute üblich sind, was auf eine Verwandtschaft zwischen den Einwohnern gleichen Namens schließen läßt.

Ich schließe den Bericht mit einer nach Dr. Hecht zusammengestellten Übersicht, der bei uns üblichen französischen Familiennamen. Die darauffolgenden Buchstaben bedeuten: C = Charleville, H = Sct. Hubert, S = Seultour, T = Triebswetter, G = Gottlob, D = Ostern. Die in Klammern stehenden französischen Ortsnamen bedeuten, daß der vorhergehende Familiennamen auch in der betreffenden Gemeinde in Frankreich vorkommt: Armand T., André T., Barbier T., (Moncel, Arracourt, Bérange), Bastien T., Bartu T., Bertram C., Blecz C., Boisel C., (Arracourt), Boisseau, Boizo C., T., Bourbonce D., Butin, Budin D., Budinet D., Capitaine T., (Arracourt), Cläsquen T., G., Dauphin D., Decreon, Decrion, Creon C., D., Deny C., Dibo, Dippold C., D., Didon C. (Moyenvic), Düppong, Dippon, C., D., Durand, T. (Moncel, Bezange), Francois, T. Frécot, Fricot, Frefo, Frefca, C. T. D. (Arracourt), Furni T. Gaudie, Gaude, G., Genet T. (Arracourt), Gervais C., Goffeng, D., Griffatong C., T., (Moncel, Arracourt, Bezange, Moyenvic), Grodidier, C., Harjo C. (Moyenvic), Gary H., Henrard, T., Hujjon C., D., Jacquin T., Jardin T. (Moncel, Moyenvic), Karé, Kari, D., Kartjé, Kartyé, C., Kleer, D., Kolling, Colleng, C. S. T., Laflüe H., Laurent, Loret, C., D., Laurin, C., Leblanc, C. Lefor, C. (Arracourt, Bezange, Moyenvic), Lego, G., Leroi C. (Moncel, Arracourt, Moyenvic), Lethang H., (Moyenvic), Lischerong, D., Magra, T., (Arracourt, Bezange), Manoeuvre, T., Masson, Mazon, Massong C., H., C., (Moncel), Marting,

D., Mathien, Matje, C., S., (Moncel, Bezange), Merschan, D., Morang C., Muniet, G., Mougeon, Mouschong, C., H., (Moncel), Nitolet, D.,¹ Noal, C. T. Ober-teng, Oberting, C. H. T., Obry, T., Oriol, D., Parmanthié, S. (Arracourt, Moyenvic), Parisson, T. (Arracourt, Bezange), Pauleng, T., (Moncel, Arracourt), Per-reng, H., Petitjean T., Piard, Piar, T., (Moncel), Pifar G., Piko, C., Plenard, G. (Moyenvic), Potoin, D., Prevot, C., Potie T., G., Priel, D., Quirin, C., Naboir, C., Raffiliez, Racilhe G. D., Rischar, Rishar, C. T., Renard T., (Ar-racourt), Renye, T., Renno, D., (Be-zange), Roset, Roffier, H. S. Rouffilo, D., Ruchet, T., Remillon, C., Russo, C. D. (Bezange), Samson, D., (Moyenvic), Schiro, D., Simoneau, C., Tassie, G., Tazen, D., Tetard, T., Tonnellier, C., Thiebaut, Tjebo, T., Toutenuit, Tut-tennit, T., Thyrion, Thierjung, Tirjun, G. D., (Moncel), Vendredi, C., Villier, D., Vinson, Vissenz, T. D. (Moncel), Votier, Volje, Vuje, T. D., Vibe, Vibet, T., Willar, H., C. (Moncel), Wodreng, H.

Von in den welschen Gemeinden des Banates üblichen Familiennamen kommen noch vor: in Vic: Bizet, Hamand, Décreon, Jardin, Ruchet; in Cha-teau=Salins: Bizé, Degré, Hamand, Jardin, Liegeaut, Mougeon, Munier, Remillon, Richard, Thyrion, Vautier.

An der Hand der von Dr. Hecht zusammengestellten übereinstimmenden Familiennamen ist es leicht die Urheimat der Banater Franzosen festzustellen, denn die als vermutliche Urheimat angegebenen Gemeinden sind auf jeder Karte Elsaß-Lothringens auffindbar, sie liegen kaum 8 bis 10 Kilometer von einander entfernt südöstlich von Metz, und zwar Moncel und Arracourt jenseits, Moyenvic, Vic und Château=Salins diesseits der deutsch-französischen Grenze von 1914.

Der Sturz aus dem Himmel

Von Otto Ulscher (Orschowa)

Herr Fürtinger stand selbst in der Apotheke, da der Provisor seinen freien Tag hatte. Draußen, durch die Dorfstraße, rasselten, schon vom Felde kommend, die Bauernwagen hin. Man stand knapp vor dem Schnitt, da mußte der Mais noch einmal angehäufelt werden, denn später blieb keine Zeit dazu.

Das Dorf schien erst jetzt zu erwachen. Die heimkehrenden Wagen wurden immer zahlreicher, Leute gingen über die Straße, Fenster wurden geöffnet und Tore ächzten. Die schwäbischen Bauern, die schon längst vor Tagesanbruch auf die Felder hinausgefahren waren, kehrten über die Mittagszeit heim, um der Arbeit in Haus und Hof nachzugehen.

Fürtinger hatte die Türe zur Apotheke geschlossen, als störe ihn die Außenwelt. Früher hatte er dies nicht getan. Langsam und wie zerstreut mischte er eine Salbe in einer Porzellanschale, sein Gesicht hatte einen verbitterten Ausdruck und seine Blicke hingen starr auf der gelben Mischung.

Die Türe ging. Ein junger Mann trat herein. Er grüßte deutsch und ersuchte um Anfertigung eines Rezeptes. „Wollen Sie darauf warten?“ fragte der Apotheker ungarisch. „Ja,“ antwortete wieder deutsch der junge Mann.

Eine Weile schwiegen beide. Dann fragte etwas spöttisch der Apotheker: „Warum denn heuer so früh zurück von der Universität? Vielleicht nur um bei der neuen Bewegung sein zu können?“

„Nicht nur deshalb. Aber ich habe endlich promoviert und da ist mein Platz nicht mehr in Deutschland, sondern im Banat.“

„Promoviert? Zum Doktor? Da muß ich ja gratulieren!“ setzte er deutsch hinzu.

„Ich danke! Und daß Sie mich in Ihrer Muttersprache beglückwünschen, freut mich doppelt.“

Herr Fürtinger fuhr auf. „Meine Muttersprache ist die ungarische!“

„Noch immer! Doch wie Sie glauben, Herr Fürtinger. Ich hätte eigentlich erwartet, daß Sie sich besonnen haben.“

„Da gibt es nichts zu besinnen. Ich werde meine Nation nie verraten, ich werde Ungarn immer die Treue halten.“

„Durch diese Treue gewinnt Ungarn nichts mehr. Das schwäbische Volk aber verliert dadurch.“

„Jeder Verrat bringt einen Verlust.“

„Verraten kann ein Volk nur die eigene Kultur, die eigene Muttersprache. Wie es politisch denkt ist Gefühlsache, ist Taktik oder auch zwingende Notwendigkeit. Und auch wenn das Banat wieder zu Ungarn zurückfallen würde, müßten die Schwaben in ihrem eigenen Interesse so denken, wie sie heute zu denken beginnen: Daß sie Deutsche sind!“

Die Türe ging und der Notär der Gemeinde kam herein. Er war ein magerer Mann mit tief hängendem Schnurrbart, sein Zwicker stand ihm schräg auf der Nase, so daß er den Kopf zurückwerfen mußte, um jemanden anzusehen. Dadurch hatte es den Anschein, als blicke er jeden von oben herab an.

Mit einer übermäßigen Freundlichkeit begrüßte er den jungen Mann. Das Wort „Doktor“ betonte er immer wieder. Er sprach ungarisch und dann deutsch, da er nur solche Antworten erhielt.

Das Gespräch nahm eine andere Wendung. Sie sprachen über Deutschland, über den Friedensvertrag, den Ungarn eben unterschrieben hatte, und der junge Mann erläuterte klar und be-

stimmt, daß Ungarn nicht anders hatte handeln können, es damit nur die Schlußfolgerung aus dem Geschick, das es sich selbst geschmiedet, gezogen habe.

Die anderen hörten ihm schweigend zu, mit wenig Einwürfen. Der Notär stimmte sogar in manchem bei, fragte dann den jungen Mann über die neue Bewegung unter den Schwaben aus, für die er anscheinend großes Interesse zeigte. Als der junge Mann dann ging, schüttelte er ihm wieder besonders herzlich die Hand.

Der Notär hatte dem jungen Mann höhnisch nachgesehen. Nun wandte er sich zum Apotheker und sagte: „Siehst du, lieber Freund, so muß man diese Verräter behandeln. Sie sind ja so dumm und können nichts verbergen. Aber gefährlich sind sie doch, denn sie sind jetzt oben und haben bei den Behörden die Macht. Da heißt es vorsichtig sein und hinter ihre Schliche kommen.“

Der Apotheker antwortete nichts darauf. Er schien über etwas nachzudenken. Er stand an der Wage, nahm ein Gewichtsplättchen, warf es auf die Wagschale, nahm es wieder auf und schien unschlüssig was er tun sollte.

Der Notär sagte noch: „Heute abend kommen wir zu dir, der Pfarrer auch.“ Dann empfahl er sich, da es draußen Mittag läutete . . .

Nach Tisch legte sich Fürtinger wie immer ein wenig auf den Divan, um zu ruhen. Er hatte die Zeitung zur Hand, ließ sie aber bald sinken und schloß die Augen, doch ohne zu schlafen.

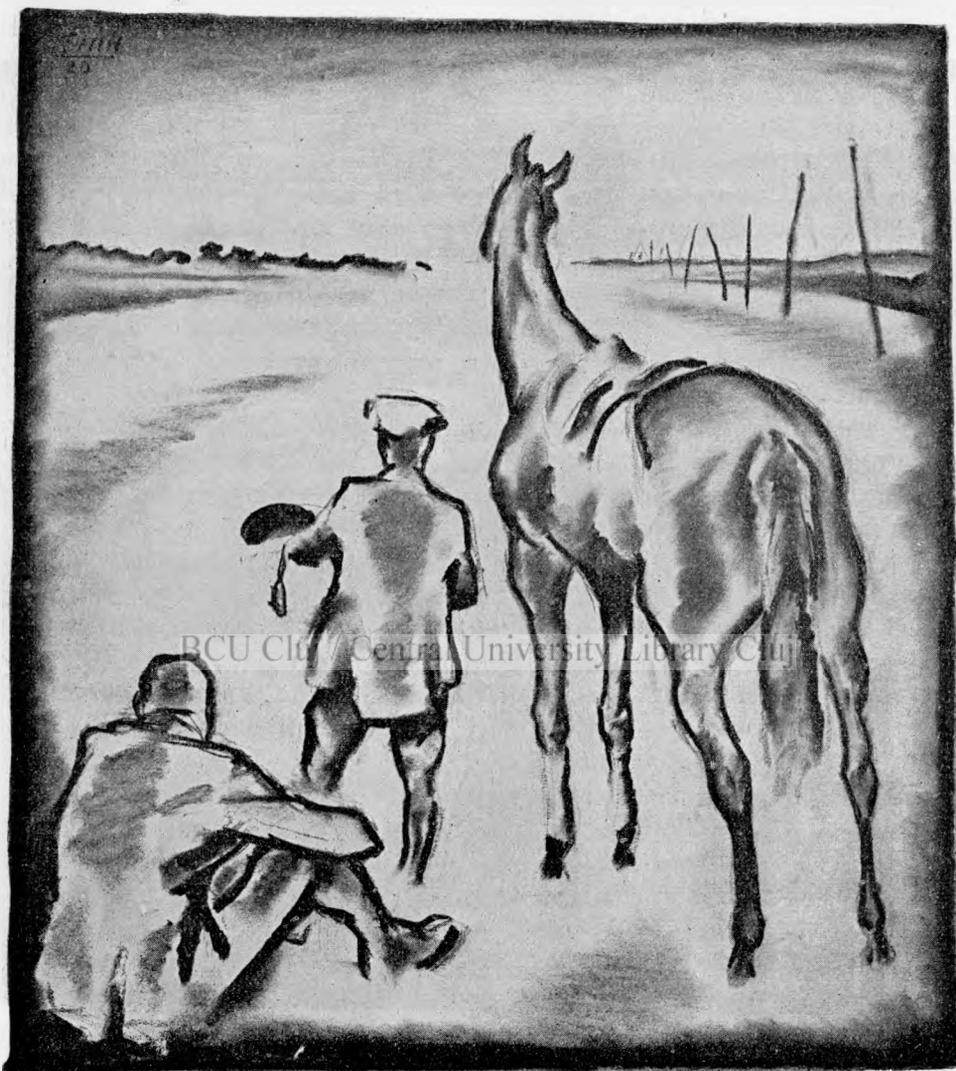
Wieder stieg der Zorn in ihm auf. Wie hatte dieser junge Mann so von oben herab über Ungarn gesprochen. Dachten alle so in Deutschland über dieses Land? Oder war es Gehässigkeit? Auf Grund seiner neuen Doktorwürde glaubte er das Recht zu haben, so zu urteilen. Warum hatte ihn auch der Notär nicht widerlegt. Freilich, man

konnte dies schwer tun, die allgemeine Meinung, die Meinung der Welt war heute über Ungarn eine solche. Aber verdient hatte es sein Schicksal nicht. Sein Herz sagte ihm dies. Er selbst war nie außerhalb Ungarns gewesen, seine Weltanschauung, seine politische Überzeugung hatte sich immer in dem Kreis bewegt, den die ungarischen Zeitungen, die er las, gezogen. Aber diese dachten doch richtig. Der ganze Aufschwung des Landes, der Nation gab ihnen recht. In unzähligen Gesprächen hatte auch er seine Meinung erprobt. Sein Verkehr waren ja immer die Honoratioren gewesen, der Stuhlrichter, Pfarrer, Lehrer, Stationschef und Notär. Und auch einige Male der Abgeordnete des Komitates, wenn er die Gemeinde besuchte und bei ihm abstieg. Dann sein Schwiegersohn, der Ministerialbeamter in Budapest war. Dieser dachte noch viel schärfer, strenger als er. Er sagte immer, Ungarn solle viel energischer, rücksichtsloser auf sein Ziel, die nationale Vereinheitlichung des Landes, losgehen. Hatte der nicht Recht gehabt? Auch wenn er behauptete, es gäbe keine Nationalitätenfrage, nur eine Frage der Zeit. Und doch jetzt dieses Ende! . . .

Der Sinnende öffnete seine Augen und sah die Bilder seiner Eltern drüben an der Wand hängen. Echte, biedere, schwäbische Bauern. Etwas war ihm unangenehm, wenn er diese Gesichter anblickte.

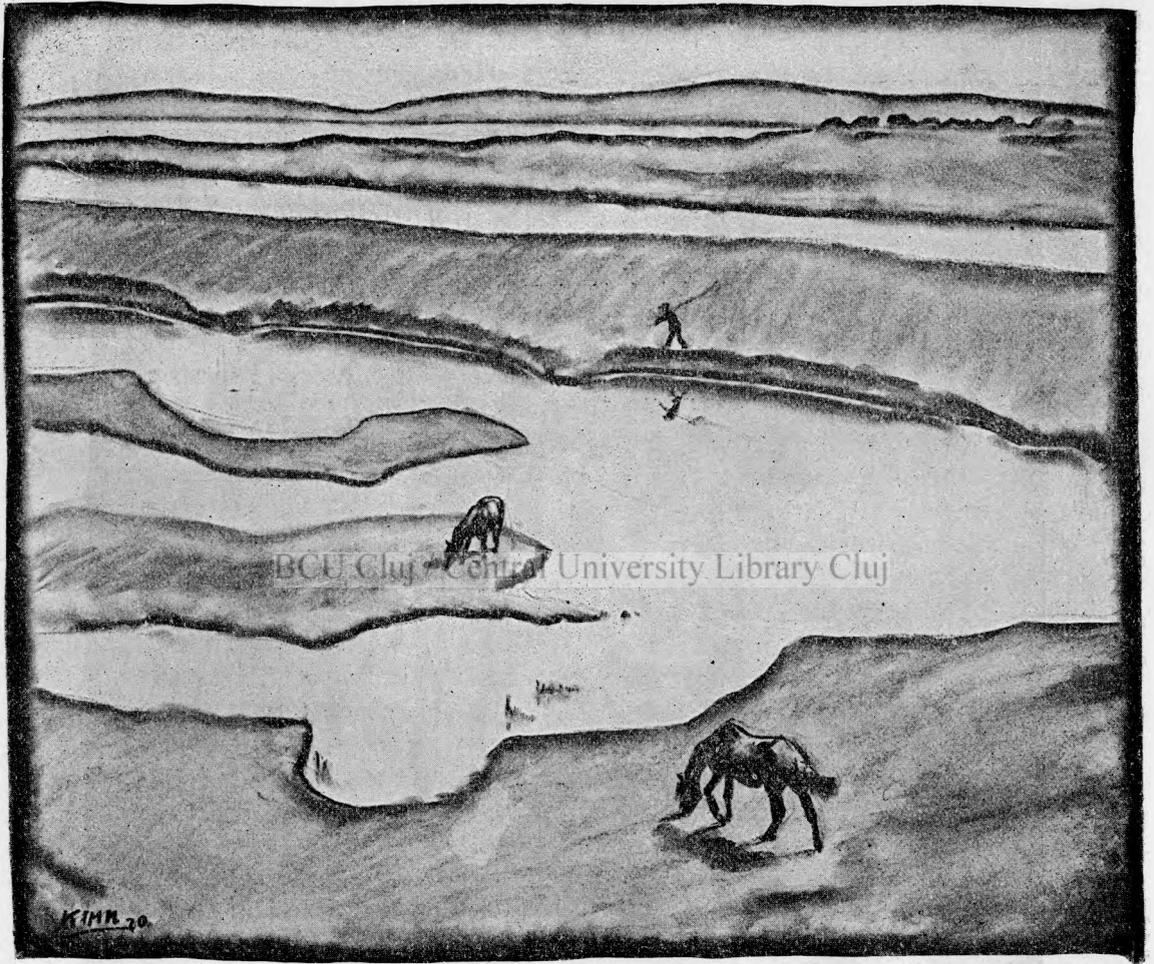
Es war gerade so, als wären plötzlich alle Kerkerthüren geöffnet worden, und Rumänen, Serben, Slovaken, Schwaben und Sachsen durch sie zur Freiheit gelangt. So geberdeten sie sich.

Aber woher war nur all diese Kraft in diese Völker gekommen, die jetzt so stark und groß ihre Freiheit betonten? Die Magyaren, sie waren doch hoch über ihnen gestanden, sie durften sie verachten, weil keines an sie heranreicht — so hatte



Fritz Kimm

Roßzeichnung.



Fritz Kimm

Roßzeichnung.

es immer geklungen, und nun auf einmal standen alle diese Verachteten frei und selbständig da, auf ihre eigene Geschichte, auf ihre eigene Kultur sich stützend. Woher besaßen sie die, da man doch früher nie etwas davon gehört hatte.

Wieder nahm er die Zeitung zur Hand, als suche er in ihr nach einem Rat. Aber nichts stand darin als Ungarns Not und Suchen, sein irres Ringen um Möglichkeiten und sein vergebliches Hoffen.

Nein, das kann nicht sein! Ungarn darf nicht so untergehen! Es muß sich retten, und alle die, die ihm anhängen. Zu viele hat es in seinen Bann gezogen, zu viele zwang es auf die Knie und sie mußten, sie durften es als Gott anbeten. Es muß wieder groß werden! Seine Allmacht muß wiederkehren! Die alles ihm gegeben, fordern es! — — —

Abends fanden sich die Getreuen wieder beim Apotheker zusammen. Der Notär brachte wie immer eine Menge Nachrichten mit, er hatte seine Quellen von drüben, die ihm Sensationen vermittelten, und denen er blind vertraute. Und es waren immer hoffnungreiche Ausichten über ein baldiges Wiedererstehen Ungarns, bald auf Grund einer mutmaßlichen Zerfetzung seiner Nachfolgestaaten, einer Verfeindung derselben mit den Alliierten, bald auf Grund einer sicheren Hilfe von seiten Englands oder Amerikas.

Die anderen hörten ihm gläubig zu. Keiner, der Einsprache gegen noch so übertriebene Hoffnungen erhob, keiner, der die Nachrichten anzweifelte. Und keiner, der nachher für sich das Gehörte kritisch überlegte. Sie gerieten immer in eine Ekstase, die sich bald in übertriebenen Hoffnungen, bald in gedämpften Jornesauserungen über die neuen Herrscher erging.

Voll überlegener Ruhe blieb immer nur der Pfarrer. Er sprach nicht viel,

und dann stets mit einer gut berechneten und betonten Überzeugung, aus der weniger die eigene Meinung, als die Absicht auf die Zuhörer zu wirken, hervorklang. Und er war es, der auch an diesem Abend wieder, über alle die Absichten und Hoffnungen hinweg betonte, daß sie sich als die Märtyrer und Pioniere der magyarischen Kultur fühlen müssen, als die Erhalter und Verbreiter des ungarischen Nationalismus, dem für die Zukunft noch eine große Rolle vorbehalten blieb. Prophetisch betonte er, diese Zukunft werde bald und groß anbrechen.

* * *

Fürtinger lebte die Zeit, die nun folgte, wie in einem Traum eingesponnen. Was rings um ihn vorging, bekümmerte ihn nicht, das Werden des neuen Europa, das Ringen der Zeit und der Menschen drang nicht bis zu ihm. Und fühlte er es doch manchmal auf sich eindringen, vergrub er sich in seine Hoffnungen und eiferte verbittert gegen alles an, was sein Scheindasein stören wollte.

Manchmal war ihm, als befände er sich in einer fremden Welt, die unwahr sei, die er wohl sah, die aber doch nicht ihm galt. Als lebte er noch die einstigen Tage des Stolzes und der Unnahbarkeit, gestützt auf die Größe eines Volkes und eines Landes.

Von Zeit zu Zeit traf er sich immer wieder mit seinen Getreuen, dann schmiedete man Pläne, wie man es bewirken könne, daß das Banat ungarisch bleibe, sprach davon, daß das ungarische Nationalbewußtsein, als dessen Vertreter man sich fühlte, hier nie aussterben dürfe, und wütete zornig gegen jene an, die anderer Meinung waren. Die Schwaben, die sich als Deutsche bekundeten, das waren die Feinde, weniger weil sie deutsch fühlten, sondern weil sie ihren Blick von Budapest abgewandt hatten und dem fernen Muttervolke nachstrebten. Dabei glaubte man,

alles sei nur ein Übergang, eine kleine Episode, der die Tage der Geschichte bald ein Ende machen würden. Und sie fühlten: sie lenkten die Weltgeschichte, sie waren das Werden Europas, der Mittelpunkt des Zeitgeschehens, das von Rumänen, Serben und den anderen Völkern nur lästig umschwärmt wurde, wie von Motten, die um ein Licht tanzen, es zum Flackern bringen, sich aber doch dabei die Flügel verbrennen.

Ihr Fühlen, ihr Wollen, ihr Hoffen, das war die Weltgeschichte, darin bestand der Kern der Gegenwart, dem sich alle anderen Völker anzufügen hatten . . .

Es war schon im November, da rasselte ein Wagen vor der Apotheke vor, hielt, und herunter stieg — Peter Fürtinger, der Bruder des Apothekers, der ein angesehenener Bauer in einem Dorfe weiter südlich im Komitate war. Die Brüder begrüßten sich. Sie hatten sich lange nicht gesehen und Peter erzählte, daß er Schweine in Semešwar verkauft habe und nun hier ein paar Pferde einzuhandeln gedenke.

„Da bleibst zu Mittag bei uns, Nachmittag hast Zeit genug für dei Geschäft.“ sagte der Apotheker, der dem Bruder zu Liebe mit diesem immer schwäbisch sprach.

Der Bruder war es zufrieden, hieß nur den Knecht, der ihn begleitet hatte, den Wagen in den Hof führen, die Pferde abschnürrn und füttern.

Eine Weile plauderten die Brüder, fragten nach Wirtschaft und Geschäft, nach Verwandten und Bekannten, dann ging der Bauer, um noch einiges vor dem Mittagessen zu besorgen.

Nach Tisch, als die Männer wieder allein waren, fragte Peter vorsichtig: „Na, und was sagst zu die neuhi Zeit?“

„Alles wird voribergehe, das kann nit so bleibe, das haltst sich nit.“

„Ich men aber schon! Da is nig mehr zu mache! Ungarn selber hat uns

Schwowe losglatte, jetzt glangts umjunscht nach uns, jetzt heeßts für uns die Auge offe halte und sich uff die eigene Fiß stelle.“

„Wenns enk nur net greit!“

„Wenn wir uns nur uff uns selbst besinne! Mir sin Deitsche, und als solche wolle mir aa dem neue Vaterland diene. Daß mir eemal anners gedenkt hawe, is Schand genug, die uns noch bei die Rumänen nachhängt. Die sage, mir sin Leit ohne Eltern, weil mir a andere Sprach gwollt hawe wie Vater und Mutter. So weit sin mir kumme!“

„Das sage die Rumänen? Daß mir Mensch ohne Eltern sin!“

Der Bruder nickte. „Ja. Daß mir unsere Eltern selwer vergesse und verstoße hawe. Drum heeßts mit aller Kraft wieder nach dem glange, was unsre Eltern ware, und zeige, daß mir doch Ehrgefühl hawe, und uns nit mehr verkaufe wolle. Unsere Ehr müsse mir wiederfinde!“ Und er begann zu erzählen, was sie in seinem Dorfe alles an Neueinrichtungen getroffen haben, wie sie in Gemeinde und Schule für ihr Deutschtum arbeiten. „Wir han aa a Awenschul eingricht, wo die junge Leit deitsch lese und schreibe lerne. Mei zwee Buwe, sogar der ältchte, mit seine zweeundzwanzig Johr geht aa noch hin, und ich, wenn ich mich nit schenire tät, möcht aa hingeh; so los ich nur auf des, was mei Buwe verzähle und lern so aa noch.“

Der Apotheker hörte ihm schweigend zu. Und er, der ein so überzeugter Maghare war, fand auf einmal nicht mehr die Worte zu einer Gegenrede, starrte den Bruder nur erregt an, und vermochte seiner Überzeugung nicht Raum zu schaffen.

Und dann, als der Bruder ging, um seinen Kauf abzuschließen, als er den Wagen wieder anspannte und fortfuhr, war der Apotheker noch immer einsilbig, trug ihm nur Grüße auf und sprach den Wunsch aus, ihn bald wiederzusehen.

Aber dann, in der Dämmerstunde, allein in der Apotheke, wuchs jäh ein Groll in ihm auf. Hatte denn sein Bruder und die anderen, die nun hart und unbarmherzig den Weg zurückgingen, zu dem Volk, von dem sie herstammten, keine Liebe zum Ungartum besessen? In all der langen Zeit, da sie unter den Ungarn lebten, waren sie doch nicht darüber hinweggekommen, daß sie als Deutsche in dieses Land eingewandert. Wie war so etwas möglich?! War dies Größe oder Rückständigkeit?! Oder war die ungarische Kultur, die man in dieses Volk getragen, doch nur ein künstliches Gebäude, das auf fremdem Boden ohne Unterlage aufgebaut worden. Und muß denn der Mensch, muß eine Kultur Ahnen haben, um echt zu sein? Und wenn er auch ohne Ahnen war, wenn auch seine Generation ohne Anschluß an die Vergangenheit da stand, hatte sie nicht den Willen, eine Zukunft zu erobern, besessen?

Es war wohl alles wahr, was sein

Bruder sagte. Es war klug, so zu denken; er aber dachte nur mit dem Herzen. Und waren sie, die ins andere Lager übergegangen, auch Verlorene ohne Vergangenheit und jetzt auch ohne Zukunft dastehend, er konnte sich ihnen, von denen er ausgegangen, doch nicht mehr anschließen. War es nicht möglich, Pionier zu sein, so war es doch beglückend, Märtyrer zu werden. Er wollte sich verloren und verlassen fühlen; vielleicht war dies nur Eigensinn, aber er konnte nicht anders. Vielleicht war das alles krankhaft. Nur die Folge der Entwurzelung, die der Gewinnung des Schwabenvolkes für das Magharentum vorangegangen war — aber er haßte doch die Besonnenen, ihrer Abstammung so sicheren, weil er ihnen nicht zu folgen vermochte.

Und ganz klar, grausam klar wußte er plötzlich, daß er sie, die so unbeirrt ihren Weg wieder gefunden hatten, haßte, wie ein Kerkersträfling die Freien haßt. Und daß er nichts anderes mehr konnte, als hassen!

Die kulturelle Entwicklung der englischen Kolonien in Nordamerika ¹⁾

Von Dr. Peter Schiff (Temeschwar)

Literatur: „American Statesmen“; „Cambridge Modern History“; Edwards „New York“ I—II; Hart „American Nation“; Tyler „American Literature“; Webers Weltgeschichte; Memoiren von G. Washington, J. Calhoun und John Quincy Adams.

Sitten und Gebräuche.

Die Mehrheit der aus Europa eingewanderten Kolonisten stammte aus England, welche ihre Ideen und ihren Geschmack, ihre Ansichten über das alltägliche Leben

¹⁾ I. Tyler. 3. Kapitel aus dem Manuskript des Verfassers „Die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung der Vereinigten Staaten von Nordamerika“.

und den gesellschaftlichen Verkehr aus dem Mutterlande mit sich brachte, und diese dienten im allgemeinen noch lange als Richtschnur.²⁾ Neu-Englands Einwohner sind also ein einfaches und sittliches Volk, die Gouverneure verboten das Karten- und Würfelspiel, Sonntags stand jede Arbeit still und sogar die Jagd war verboten; wer dieses Verbot übertrat, wurde mit Stockstreichen bestraft, welcher Gebrauch auch aus England stammte. Die Namen der leidenschaftlichen Trinker wurden durch die Orts-

²⁾ Edwards: „The New England Colonies. S. 95—106.“

vorstehung öffentlich ausgehängt und der Wirt durfte ihnen kein Getränk mehr ausfolgen. Der schönste Charakterzug der ersten Kolonisten ist die Vorliebe für ein freies Leben und Religiosität, und die protestantischen Priester hatten im öffentlichen Leben anfangs sehr großen Einfluß. Diese Pastoren entstammten der gebildeteren Bürgerklasse und späterhin wächst immer die Anzahl jener, welche ihre Studien in Oxford oder Cambridge beendeten; bald wurde selbst in Amerika eine Hochschule (College) errichtet, wo hauptsächlich Pfaffen herangebildet worden sind, und so geschah es, daß die ersten Führer des politischen und geistigen Lebens aus ihrer Reihe hervorkamen.¹⁾ Sie hegten und pflegten sorgsam das religiöse Gefühl und es galt als schrecklichste Strafe, jemanden aus der Kirche weisen, über die Sätze der heiligen Schrift zu disputieren war damals hier ebenso üblich, wie in den europäischen Ländern.

Die heutzutage alltägliche Ansprache Mister (Mr) und Mistress (Mrs) gebührte nur den Pastoren, solchen Männern, welche eine Universität absolviert hatten, vornehmen Beamten und ihren Frauen, die übrigen begnügten sich mit *good man* und *good wife*.

Die allgemeine Lage in den mittleren Kolonien ist von diesem Bilde etwas verschieden; auf dem Boden des Staates New York findet man im Süden die Sitten der holländischen *Knickerbockers* (= [etwa] Nußknacker),²⁾ im Norden die des eingewanderten deutschen Elementes; von ihnen wurde das St. Nikolausfest und die Art der Weihnachtsfestlichkeiten übernommen, von hier rühren auch die üblichen Besuche und Beglückwünschungen am Neujahrstage,

¹⁾ Mc Lean Andrews: „Social and Religious Life in the Colonies.“

²⁾ J. Kings: „History of the Knickerbockers.“

das Färben der Eier zu Ostern, die Maifeste usw. her. Auch für Kultur war hier Gefühl vorhanden, man brachte aus Europa gelehrte Pastoren und Lehrer und so wurde die in der liberalen Ara des Mutterlandes bekräftigte holländische Kultur auf den Boden der Neuen Welt und in die englischen Kolonisten umgepflanzt. Dasselbe muß von den südlicheren und spärlichen Ansiedelungen der Schweden auch festgestellt werden, hingegen war in Pennsylvania gleich von Anfang viel deutsches, skotisches und irisches Element vorhanden, aber die englischen Quäker verliehen der Kolonie doch ihr nationales Gepräge.³⁾ Philadelphia, fast durchschnittlich eine deutsche Stadt,⁴⁾ war auch schon damals berühmt wegen ihrer Reinlichkeit und geregelten Straßen, der größte Teil der Gebäude wurde aus Bausteinen und Ziegeln errichtet, die Gassen waren mit grünen Alleen bekränzt, so daß die Stadt noch zur Zeit W. Penns Parkstadt genannt wurde.

Die südlichen Kolonien⁵⁾ waren überhaupt am Ende der kolonialen Ara in Sitten und Lebensweise von ihren genannten Brüdern sehr verschieden. Hier stand in der Mitte der großen Plantagen das prächtige Herrenhaus, ringsherum die Nebengebäude und Wohnungen der Dienerschaft. Die Wohnstätten der Negerflaven bildeten kleine, wirtschaftliche Meierhöfe, hier war auch der Obstgarten und Geflügelhof. Sämtliche Arbeiten verrichteten die Neger; es wurden zum Tabaktrocknen große Scheunen gebaut, dann wurde er verpackt und nach England geliefert. Der Sprößling einer solchen

³⁾ J. W. Evans: A, Lee, The Founder of the Quakers. Ely: „American Socialism.“ S. 9.

⁴⁾ Rapp: „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika.“

⁵⁾ B. Greene: „Provincial Culture.“

reichen Familie führte ein vornehmes Gentryleben, wurde in England erzogen und unterrichtet und lebte ruhig seinen Geschäften. Die Wirtschaft wurde den Aufsehern anvertraut, welche immer aus der Reihe der armen weißen Klasse stammten, aber auch diese wanderten bald aus, weil sie die unmenschliche Behandlung der Neger nicht ruhigen Gewissens anschauen konnten, oder gelang es ihnen ein kleines Vermögen zu verschaffen, mittels welchem sie sich in die Reihe der Plantagenbesitzer emporarbeiten konnten, so kauften sie Sklaven und zogen westwärts auf wildem Boden ihr Glück zu versuchen. Die reichen Besitzer bildeten das führende Element und lebten ein reges gesellschaftliches und politisches Leben, ihre Wohnungen waren mit europäischer Bequemlichkeit eingerichtet und so flossen die Tage in vollständiger Sorglosigkeit dahin.¹⁾

Unterricht.

In der Kolonialära stand stets das wirtschaftliche Interesse im Vordergrund, aber da man sich mit der Religion und deren Wahrheiten viel befaßte, so findet man schon gleich anfangs einen Elementarunterricht.²⁾ Im XVIII. Jahrhundert bedeutet die Bildung hier fast ausschließlich Disputation aus dem Gebiete der Theologie und Religion, aber gegen das Ende dieses Zeitraumes zeigt sich schon eine entsprechende Veränderung, welche durch den engeren Zusammenschluß und die Fühlungnahme der Kolonien und durch den regen Handel mit Europa hervorgerufen wurde. Von nun an legt man bedeutendes Gewicht auf die Erziehung und Schulung der Kinder, ein jeder Pastor hatte hier, ebenso wie in Europa seine Elementarschule, wo er die Kinder schreiben, lesen und rechnen

lehrt, und in Virginia sorgte man diesbezüglich besonders für die Waisenkinder („Yearly Orphans' Court.“)³⁾

In den Ansiedelungen New Yorks war schon in der holländischen Ära 1630 die Verordnung erschienen, daß eine jede größere Niederlassung verpflichtet sei, einen Pastor und Lehrer zu halten, für deren Bezahlung die Gemeinde aufkommen mußte. Van Twiller, Gouverneur von New York, brachte 1633 den ersten Pfarrer und Lehrer mit sich aus Holland,⁴⁾ 1650 aber kam der Lehrer W. Westens aus Amsterdam. Von den ersten Geistlichen waren die berühmtesten: Samuel Drisius (1652), welcher 1450 Fl. jährlichen Gehalt hatte und in holländischer, französischer und englischer Sprache predigen konnte; in Rensselaerwyck war Gidjon Schaats, welcher auch das Amt eines Lehrers versah, dafür aber jährlich nur 800 Fl. erhielt.

Im allgemeinen war man im Süden für den öffentlichen Unterricht weniger eingenommen, die erste Begeisterung zeigt dennoch Virginia, wo die Assembly 1619 für eine Lehrerbildungsanstalt und ein college 15.000 Acker Feld⁵⁾ widmete, im nächsten Jahre wurde auch eine beträchtliche Summe Geldes für diesen Zweck gesammelt, aber der Plan konnte wegen dem großen Indianerkrieg 1622⁶⁾ nicht durchgeführt werden.

Abgesehen von diesem isolierten Versuch zeigte sich für diese wichtige Sache mehr Gefühl in Neu-England (= die nördlichen Kolonien), da die Puritaner dieser Gebiete meistens aus den Städten Englands herstammten, welche so die Überzeugung der Wichtigkeit der Erzie-

¹⁾ Tyler: „Social and Economic Conditions in Virginia.“

²⁾ Everardus Bogardus und Adam Roslandsen, Roberts. I, S. 46.

³⁾ 65'63 km²

⁴⁾ Steele: „Hist. of the U. S.“ S. 102–117.

¹⁾ Edwards: „Life in the Colonies.“

²⁾ Darmstaedter: „Die Verein. Staaten von Nordamerika.“ S. 36–40.

hung und Bildung schon von Hause mit sich brachten. Die Führerrolle ergriff in dieser Hinsicht die Kolonie von Massachusetts,¹⁾ wo im Bostoner Distrikt schon 1635 Schulen errichtet wurden, in New Haven wurden dieselben 1638, in New Port 1640 und in Hartford 1641 eingeführt, und jedesmal wurde durch Feldschenkungen und durch einen Teil der Pachtshillinge der Gemeinde für die Erhaltung der Schule gesorgt. Schon 1636 wurde betont, daß man zwecks Heranbildung der Theologen eine höhere Anstalt benötigt und 1642 wurde die Ortsvorstehung betraut, zu überprüfen, ob die Kinder tatsächlich lesen lernen und die Wahrheiten und Gesetze des Glaubens kennen. 1647 wurde in der Assembly der Beschluß gefaßt, daß eine jede aus fünfzig Häusern bestehende Niederlassung eine Schule zu errichten verpflichtet sei, wenn das Dorf schon hundert Häuser stark war, mußte eine lateinische Schule erhalten werden (Grammar School).

Trotzdem konnte kein einheitliches Schulsystem vor der Unabhängigkeit der Kolonien entstehen. Für den Elementarunterricht mußte oftmals die Familie selbst aufkommen,²⁾ die Vornehmen im Süden hatten gebildete Erzieher und die erwachsenen Kinder besuchten die Schulen in England. Die gebildeten Gouverneure haben sich auch große Verdienste an der Förderung des Schulwesens und Kultur erworben,³⁾ so auch Burnet von New York und Massachusetts,⁴⁾ welcher diesbezüglich auch aufklärende Artikel in das „New England Weekly Journal“ schrieb

¹⁾ Mc Lean Andrews: „Social and Religious Life in the Colonies.“

²⁾ „Everyman, according to his ability, instructed his children.“ Edwards S. 398.

³⁾ Greene: „Provincial Culture.“

⁴⁾ Roberts: „Am. Commonwealths“ I. Bd. 251 - 60.

und auch vom gehafteten Dudley mußte ein jeder anerkennen, daß er ein sehr gebildeter und gelehrter Mann war. Einen sehr guten Erfolg hatte die Sorglichkeit der gebildeten Pastoren, welche sich durch die Gründung und Ausstattung der verschiedenen Colleges große Verdienste erworben. Das erste wurde in Massachusetts gebildet, welches auch seinen Namen (Harvard College) dem gründenden Pastor, J. Harvard entlehnte.

In der Kolonie von Connecticut hat man auch früh die Wichtigkeit der Schule erkannt, hier wurde bald der Beschluß gefaßt, daß eine jede Gemeinde, welche jährlich die Schulkinder nicht wenigstens drei Monate hindurch unterrichten läßt, eine Geldstrafe zu zahlen hat. Auf diesem Gebiete wurde in Saybrook das erste College gegründet (1700), welches später nach New Haven veretzt wurde.⁵⁾ (1716.) Diese Hochschule stand nicht unter dem Einfluße der anglikanischen Geistlichkeit; ihr großer Wohltäter war J. Dunmer, welcher in England sehr viel Bücher für eine Bibliothek sammelte, ihr wahrer Maecenas aber war E. Vale, ein Bostoner Kaufmann, welcher später im Dienste der englischen East Indian Company Statthalter von Madras geworden ist, welcher mittels seiner reichen Stiftungen das Aufblühen des Colleges ermöglichte, weshalb die Bürger von New Haven 1718 es nach seinem Namen Vale College benannten. Dies wurde der Mittelpunkt der Gläubigen Calvins und aus dieser Schule stammten die zwei berühmtesten amerikanischen Prediger dieser Religion: J. Dickinson und J. Edwards; außer ihnen waren der Geschichtsschreiber W. Smith und der politische Anführer W. Livingston ihre berühmtesten Schüler.

In den mittleren Kolonien

⁵⁾ A. Johnston: „Connecticut.“

entwickelten sich auch früh die Schulen; in der Stadt New York sind viele holländische Lehrer, welche aber englisch unterrichten, 1702 wurde hier eine „Grammar Free School“ gegründet und 1795 besuchten schon 60.000 Kinder die staatlichen Schulen.¹⁾ Auf Anregung G. Berkeley's gründete S. Johnson in New York das King's College (1754) und hier wurde auch die erste medizinische Hochschule eröffnet;²⁾ durch dieses College wurde das hier selbst 1750 gegründete Columbia College bald überholt, hingegen wurde in New Jersey ein minder berühmtes 1746 gegründet. In Delaware war die erste Mädchenschule und in Pennsylvania hatten die Schweden noch vor der Ankunft W. Penns Schulen erhalten und dieser Staat wurde in kürzester Zeit ein würdiger Rivale für Massachusetts; die beste Hochschule ist hier die „University of Pa“, welche in Philadelphia 1750 eröffnet wurde.³⁾

Im Süden sorgte man weniger für die Schulen, es fanden sich hier aber mehrere berühmte Gouverneure, so auch F. Nicholson, die auf die Wichtigkeit des Schulwesens hinwiesen und den Einwohnern eine Kultursteuer auferlegten; Nicholson selbst hinterließ dem Yale College seine reiche Bibliothek. Dann wurde 1700 das „William's and Mary's College“ in Virginia gegründet, dessen Hauptgönner der Gouverneur Spotswood war; das Institut konnte sich aber unter dem starken Einflusse des Gründers Blair und der anglikanischen Kirche nicht entwickeln. 1705 fiel die Schule einer Feuerbrunst zum Opfer, sie wurde zwar wieder aufgebaut, konnte aber nur

langsam eine größere Tätigkeit entfalten. 1729 waren immer nur noch sechs Professoren angestellt und eine Aufzeichnung aus dem nächsten Jahre erwähnt, Virginia besitze zwar eine Hochschule, aber ohne Kapelle und Regeln, eine Bibliothek ohne Bücher und das College habe einen Präsidenten ohne Macht.⁴⁾ Trotzdem wurde ein großer Teil der Jugend hier erzogen, welche im Freiheitskriege zu einer wichtigeren Rolle gelangte und die ihre Studien auf den Hochschulen des Nordens oder in England beendigte.

In Charleston (South Carolina) wurde die erste öffentliche Schule erst 1712 gegründet. Auf dem Gebiete des Unterrichtswesens hat sich auch G. Berkeley, der Statthalter von Virginia, hervorgetan, welcher die Hochschulen Harvard und Yale mit Büchern und Geld beschenkte, und hat dadurch auch andere zu ähnlichen Opfern bewogen; all seine Institutionen hielt er aber unter streng klerikaler Aufsicht, denn er war kein Freund der freien Schule.⁵⁾

Langsam und langsam wurden auch in den anderen Kolonien öffentliche Elementarschulen gegründet, wo die Armen unentgeltlich unterrichtet worden sind; bald entstanden auch Privatunternehmungen, welche aber nur von den Reicherer besucht werden konnten, aber auch hier läßt sich kein besonderes System verzeichnen.

Diese Schulen wurden entweder aus der entworfenen Kultursteuer oder aus staatlichen und Privatstiftungen erhalten; die Lehrer und Pastoren wurden

¹⁾ Höflich: „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika“. S. 23.

²⁾ „I thank God there are no free schools or printing presses in Va and I hope we shall not have them these hundred years, for learning has brought disobedience and heresy and sects into the world.“ Edwards. S. 398.

¹⁾ Steele, S. 112.

²⁾ Gordon: „Hist. of the Revolution“ I. Bd., S. 157.

³⁾ Die in Maryland errichtete „King William's School“ kann keine wichtigen Resultate aufzeigen. Edwards. S. 340.

nicht immer in Geld bezahlt, sondern sehr oft in Naturalien.¹⁾

Nach der Gründung der Hochschulen entstanden bald auch einige Bibliotheken, auf deren Wichtigkeit B. Franklin zum erstenmal hindeutete; die notwendigen Bücher schenkte allgemein die englische Gesellschaft oder die Kirche. Die erste öffentliche Bibliothek gründete B. Franklin in Philadelphia (1731); sie wurde das Muster der heute so wichtigen amerikanischen „Public Library“.²⁾

Literatur.

Die ersten Produkte der Literatur behandelten natürlich die wechselvollen und abenteuerlichen Leiden der Auswanderer zu Land und Meer und die Beschreibung der Ureinwohner; die Bücher wurden in England gedruckt, da die erste ständige Druckerei der Union erst 1640 errichtet worden ist. Von den unbedeutenden Beschreibungen abgesehen, ist das erste wichtige Werk „Die vier amerikanischen Bücher“ (Four American Books) des berühmten John Smith, von welchen die erste Hälfte die Besiedelung und treue Beschreibung von Virginia, die zweite Hälfte jene von Neu-England enthält.³⁾

Am Ende des XVII. Jahrhunderts finden wir schon mehrere gelehrte Schriftsteller; der berühmteste ist G. Sandys, welcher die 15 Bücher der Metamorphosen von Ovid übersehte und welcher von Dryden, dem berühmtesten englischen Schriftsteller dieses Zeitalters, hochgeschätzt wurde.⁴⁾

Nach den ersten Versuchen aber riß die Führerrolle auf dem Gebiete der

Literatur Neu-England an sich, weil hier viel gebildete Männer waren, die in Oxford und Cambridge absolviert hatten; ihnen ist es zu verdanken, daß wir das Leben der ersten Pilgerväter (Pilgrims) genau kennen. Unter den Geschichtsschreibern ist der wichtigste W. Bradford, der Vater der amerikanischen Geschichte, der in seinem berühmten Werke („History of Plymouth Plantation“) die Geschichte von 20 Jahren (bis 1646) aus dem Leben der Kolonie verewigt; J. Winthrop, der später auch Gouverneur wurde, beschrieb die Geschehnisse der Jahre 1630—49 in sehr eleganter englischer Sprache. Der Kapitän J. Mason beschrieb den Indianerkrieg von 1637 und B. Church den von 1675; von den geographischen und naturwissenschaftlichen Werken sind erwähnenswert „New England Prospect“ von J. Wood, „Voyages“ und „Rarities of New England Discovered“ von Ch. Joselyn.⁵⁾

Aber die Dichter und Schriftsteller dieser Epoche waren hauptsächlich Geistliche, deshalb werden auch meist religiöse Stoffe behandelt; S. Sewall, J. Wise und J. Dummer sind die nennenswertesten. Der erste Kalender („Almanac for New England“) erschien 1639, in Boston wurde der erste 1676, in Philadelphia 1688 und in New York 1697 herausgegeben.⁶⁾ In der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts erschienen mehrere historische Werke, von welchen das wichtigste „The Chronological History of New England“ ist, ein rein sachliches und pragmatisches Werk von Th. Prince. Der berühmteste amerikanische Philosoph und erster Polyhistor war J. Edwards, dessen „The Will“ ein Werk von großem philosophischem Werte ist; von seinem „History of the

¹⁾ In Albany erhielt der holländische Pastor 150 Stück Viberfelle. Roberts I, S. 70.

²⁾ Greene.

³⁾ Erschienen 1608, 1612, 1616, 1620. Edwards S. 402.

⁴⁾ „The best versifier of the age.“

⁵⁾ Tyler: „Am. Literature“.

⁶⁾ Edwards S. 404.

Redemption“ erkennt auch der berühmte G. Bancroft, daß es eine auf tiefer philosophischer Basis aufgebaute Leistung ist.¹⁾

All diese übertraf aber der schlichte B. Franklin,²⁾ der in der Tagespresse und im „Spectator“ seiner literarischen Zeitschrift viele Studien und Artikel erscheinen ließ. Nebenbei hat er sich die Amerikaner durch seine wissenschaftliche Tätigkeit, durch diplomatische und politische Dienste zu großem Dank verbunden. Er war ein Anhänger der Literatur der Aufklärung und deren berühmtester Vertreter in der neuen Welt. —

Es muß nun festgestellt werden, daß die mit den europäischen Verhältnissen unzufriedenen und von dort vertriebenen Auswanderer durch die verborgene Urkraft ihrer Entwicklungsfähigkeit auf neuem Boden neue Reime trieben. Ein neues Leben wurde im neuen Vaterlande begonnen, eine neue gesellschaftliche Ein-

¹⁾ It is the only purely phisophic universal history ever written. Edward's. S. 404.

²⁾ Baldwin, S. 172—183; Steele, S. 93 bis 144; J. Morse „B. Franklin“ Hötzsch, S. 3—5, 29—37.

richtung für die europäische Rasse unter schrecklichen Kämpfen in wilden Gegenden gegründet und vom Geiste der Freiheit erleuchtet wurde auch die zur Entwicklung der wirtschaftlichen Kräfte und der Kultur notwendige Unabhängigkeit in dieser ersten Epoche ihrer Geschichte verschafft und die gebildete Union schritt nach der Überwindung gewisser politischen Schwierigkeiten mit größten Hoffnungen in die Reihe der unabhängigen Staaten!

Vom Verfasser sind bisher folgende Studien aus der amerikanischen Geschichte in ungarischer Sprache erschienen:

1. Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten. 1910.
2. Kommunist. Versuche in der Union. 1912.
3. Der II. englisch-amerikanische Krieg. 1913.
4. Die mexikanische Frage. 1913.
5. Wirtschaftliche Gegensätze zwischen England und Holland in Nordamerika. 1915.
6. Die Kolonisationsversuche der Schweden in Nordamerika. 1916.
7. Biographie des Präs. A. Lincoln. 1917.
8. Der Machtkreis des Präsidenten der Vereinigten Staaten. 1917.
9. Der Präsident der Vereinigten Staaten (Übersetzung des Werkes: Woodrow Wilson „The Pres. of the U. S.“) 1918.

Schwäbische Arbeit

Von Peter Both (Semeschwar)

Es ist nach Mitternacht. Heller, silberner Mondschein überflutet alles, der ferne Himmel ist tiefblau und wolkenlos. Aus dem geheimnisvollen Äthermeer blinken tausende und tausende Sterne, alles ist still und regungslos. Noch regt sich nichts im Bauernhof. Wagen und Gerätschaften stehen zerstreut im Mondenscheine, so wie man sie vor einigen Stunden verlassen. Durch die offene Stalltüre hört man das laute Schnauben der müden Pferde, manchmal ein Stampfen und einen leisen Schellentön. Vor der Stalltüre steht ein Bett, das mit einer

großen Plache überspannt ist, darunter hervor tönt das laute Schnarchen des Knechtes, der für einige Stunden der Ruhe pflegt. Ein alter Korb neben dem Bette, in dem zerschlossene, unbrauchbare Pferdedecken liegen. Darauf schläft der Haushund, der von Zeit zu Zeit erwacht, die Ohren spitzt und in die Ferne lauscht, ob er nicht ein verdächtiges Geräusch höre.

Auf einmal wird die tiefe Stille durch einige kräftige Flügelschläge unterbrochen. Ein Hahn flog auf einen Zaun und kräht mit heller Stimme in die Nacht hinein. Darauf antworten von fern und

nah alle Hähne des Ortes, und das immer mehr anschwellende Krähen rüttelt wie mit erregter Hand an der Stille der Nacht. Da regt es sich auch im Hofe. Der Hund springt aus dem Korbe, läuft umher, der Knecht rührt sich in seinem Bett, hebt einen Zipfel der Plache in die Höhe, um mit schlaftrunkenen Augen an den Sternen zu erkennen, wie früh es wohl sei. Nach kurzem Dehnen und Strecken beginnt er sich anzukleiden. Er wirft den Pferden Futter in den Trog und richtet den Wagen her. Raum eine Viertelstunde vergeht, so knarrt die Gassentüre, und herein kommt der Tennemann, der spannt mit dem Knecht die Pferde vor den Wagen und sie fahren hinaus auf's Feld, um den Weizen zu holen.

Die Pferde gehen langsam, erst schläfrig im Schritt, schläfrig sind auch Knecht und Tennemann, beide sitzen im Wagen und nicken beständig mit den Köpfen, ein deutlicher Beweis, wie gerne sie noch geschlafen hätten. Doch was nützt es, die Arbeit muß getan werden, besser am kühlen Morgen als in der heißen Mittagssonne. Von nah und fern rasseln schon die Wagen. Langsam wird alles rege, und obwohl kaum noch ein heller schmaler Streif im Osten den nahenden Tag anzeigt, beginnt die Arbeit von neuem.

Die Pferde biegen endlich in das Stück hinein und halten vor dem ersten Kreuz. Knecht und Tennemann beginnen die Garben aufzuladen, Mond und Sterne glänzen noch immer in ihrer Höhe, doch matter schon und bleich überlaufen. Der ferne Osten fängt an zu grauen, nach und nach wird er immer rötlicher, kleine, weiße Wolken sammeln sich im Osten und färben sich purpurrot. Und dann, als der Wagen hoch geladen heimwärts schwankt, mit knarrenden, ächzenden Rädern, geht das Purpurrot im Osten langsam ins Goldgelbe über, bis auf

einmal die scharfe, leuchtende Scheibe sichtbar wird, deren Glanz immer greller wird und, sich von der Erde loslösend, mächtig und groß in das Athermeer hinaus schwimmt.

* * *

Grell liegt die Sonne über der Landschaft. Die Luft zittert und glüht über weiten Feldern, wie versengt schwankt das Ahrenmeer, in dem in breiter Reihe, wie im Taktschritt die Schnitter dahinschreiten.

Fern zieht sich eine Landstraße dahin. Akazien und Maulbeerbäume an deren beiden Seiten ragen mit schwerem Wipfel über die Felder empor, den Horizont säumt als dunkelgrüner Streifen Wald ein, und wie versunken in der Ebene ragt ganz weit zwischen Baumwipfeln und einigen Dächern ein Kirchturm auf.

Doch die Schnitter! Allen voran schreitet ein kräftiger junger Mann, die scharfe, hellblinkende Sense schwingend, arbeitet er sich mit weitem Schritt in den Halmenwald. Ihm folgt knapp ein junges Mädchen, die Klecknerin, die die gleichmäßig hingelegten Halme mit einer Sichel in Kleckern rafft und sie auf ein Bündel legt, das ein Schulknabe unterbreitet. Langsam und behäbig folgt ein älterer Mann, der Vater oder gar Großvater, er rafft die Kleckern zusammen, bindet sie in Garben, welche zu Kreuzen aufgestellt werden.

Die Arbeit schreitet rasch vorwärts. Tafel um Tafel wird gemäht, fröhliche Scherze fliegen hin und her, bis endlich der letzte Halm umgelegt, die letzte Garbe gebunden und aufgesetzt ist. Nun wird eine Pause gemacht. Die Arbeitenden sammeln sich zu einem kurzen Mahl, die Weibsteute binden einen Ahrenkranz, der dann der Klecknerin auf das Haupt gesetzt wird. Alle besteigen die Wagen. Die Sensen werden sorgsam in die Ringe an den Wagenleitern eingehängt, und

raffelnd und mit stiebendem Staub unter den Hufen der Pferde geht es heimwärts. Kommt man an eine Tafel, wo noch gearbeitet wird, so werden die Pferde jäh angetrieben; doch die Schnitter haben sich schon am Wegrand versammelt und erwarten die Daherkommenden mit gefüllten Wassereimern. So rasch auch die Pferde hinstürmen, so sehr sich auch die im Wagen Sitzenden ducken, mit wohl ausgerechneter Sicherheit gießt man das Wasser, nach

altem Brauch, über sie aus, die zuerst mit der Arbeit fertig wurden, was der Ahrenkranz der Mäckerin verriet.

Manchmal auch gebraucht man die List, den Ahrenkranz zu verstecken. Langen sie aber daheim an, so werden sie dort mit einem kühlen Tusch empfangen.

Man feiert den Schluß des Schnittes mit einem einfachen Mahl, die eigentliche Feier aber ist dann die Kirchweih, die, wenn der ganze Schnitt beendet ist, folgt.

Kulturfragen

.....

Kurze Bemerkungen zu M. Fuß' „Zwei religiöse Probleme“¹⁾

Von Dr. Viktor Glondys

Nicht um die aus Baihingers *Alsob-* Philosophie abgeleiteten Probleme, noch um die Adäquatheit der Wiedergabe dieser Philosophie in dem erwähnten Aufsatz handelt es sich mir, sondern lediglich um einige kurze erkenntnistheoretische Bemerkungen.

Also gleich zur Hauptsache! Es könnte manchem Leser so ergehen, wie es dem Verfasser des in Rede stehenden Aufsatzes ergangen zu sein scheint, als müßte notwendigerweise das metaphysische Fundament der dogmatischen Religion, der Gottesbegriff, als eine Fiktion im Sinne einer bloßen Begriffsdichtung angesehen werden, der nichts Reales im absoluten Sinne entsprechen könne. — Gerade zu diesem Nachweise fehlt aber jede Möglichkeit, und zwar insbesondere gerade für den, der auf kantischem Boden folgerichtig weiterbaut. Denn eben aus der Behauptung der Unerkennbarkeit des Dinges an sich ergibt sich letzten Endes, daß nicht nur die Aussagen über die Wesensart des Absoluten, sondern sogar die Behauptung

seiner Existenz — weil infolge der immanenten Grenzen unseres Intellektes unkontrollierbar — eine Überschreitung dieser Grenzen, somit eine willkürliche oder unwillkürliche Hypostasierung eines Begriffes, also eine metaphysische Dichtung, eine „Fiktion“ ist; es ergibt sich aber ebenso folgerichtig, daß die Behauptung, es handle sich hierbei nur um eine Fiktion im Sinne einer Begriffsbildung ohne eine zugehörige an sich seiende Wirklichkeit, gleichfalls jene Grenzen überschreitet und daher notwendigerweise jedes Beweises entbehrt. Denn auch um festzustellen, daß eine sogenannte Fiktion lediglich Fiktion im geschilderten Sinne und nicht etwa Erfassung einer absoluten Realität sei, müßten wir jene Grenzen überfliegen, gewissermaßen aus dem Bereiche unseres Intellektes in eine übergeordnete Intelligenzphäre uns erheben können, von der aus wir unsere subjektive Welt und außerdem die ihr vielleicht gegenüberstehende außermentale Realität überblicken könnten; von da aus würden wir sehen, ob unserer Welt überhaupt etwas Absolutes entspricht und inwieweit sich unsere Vorstellungen

¹⁾ Vgl. I. Sept.-Heft, S. 629 ff.

von dieser Wirklichkeit mit ihr selbst decken. Auf diesem Gebiete ist eben alles Dichtung, selbst die Ansicht, daß es z. B. die naturwissenschaftliche Forschung, wenn auch nicht mit so beschaffenen Dingen wie sie uns erscheinen, so doch mit Wirklichkeiten zu tun habe, die auch ohne uns da seien. Mit anderen Worten: Gerade vom konsequent zu Ende gedachten kantischen Standpunkte aus erscheint die völlige Urteilsenthaltung hinsichtlich der Frage nach der Berechtigung der Setzung einer absoluten Realität allein korrekt; jede Behauptung auf diesem Gebiete, sowohl die bejahende als die verneinende, ist Dichtung. Hingegen bleibt die Möglichkeit bestehen, daß mit einer der Setzungen eine absolute Realität wirklich getroffen werde, aber ohne die andere Möglichkeit, diese Adäquatheit irgend einer Begriffsdichtung zu beweisen. — Auf die vorliegende Frage angewendet besagt dies: Die Behauptung der Existenz Gottes ist erkenntnistheoretisch als eine der Setzungen von absoluten Realitäten zu beurteilen, die weder als Realitätserfassung noch als reine Fiktionen erwiesen werden können; es ist möglich, daß sie eine absolute Realität trifft. Welche weittragende Bedeutung diese bloße Möglichkeit für die Beurteilung des Wertes der in Rede stehenden Fiktion besitzt, braucht nicht ausgeführt zu werden. Jedenfalls erscheint sie bei Kant als Postulat der praktischen Vernunft; dieses Postulat ist aber kritisch nicht als eine bloße — ich möchte lieber sagen: absolute — Fiktion erwiesen, sondern bleibt als mögliche Wirklichkeitserfassung bestehen!

Somit muß der Menschenverstand keineswegs zu einem „areligiösen Ergebnis der Weltbetrachtung“ gelangen. Freilich

ist eine völlig andere Frage die Heranziehung des Gottesbegriffes zur naturwissenschaftlichen Erarbeitung eines Weltbildes. Da ist ohne weiteres klar, daß als Realitäten einzig die empirisch, also direkt oder irgendwie auf dem Umwege über wahrnehmbare Wirkungen sinnlich gegebenen Komplexe in Betracht kommen können, deren Zusammenhänge mit Hilfe von „Fiktionen“ wie Substanz, Kausalität &c. geordnet werden. Dieser Betrachtungsweise sind daher streng genommen selbst die sogenannten psychischen Phänomene völlig unzugänglich, d. h. sie sind auf dem von der Naturwissenschaft allein als exakt anzuerkennenden Forschungswege der Wahrnehmung und ihrer Verarbeitung nicht erreichbar. Dieser wissenschaftlichen Arbeit sind lediglich materielle Erscheinungen zugänglich. Überall, wo Unerklärtes vorliegt, muß sie die Zusammenhänge der zu erklärenden Erscheinungen mit anderen Erscheinungen aus dem Gebiete des Materiellen suchen. Gott hat also natürlicherweise als Erklärungsgrund in diesem Forschungsgebiete absolut gar keinen Platz, nicht einmal als Realität in jenem Sinne exakter Forschung. — Aber davon ist die Frage streng zu scheiden, ob der Gottesbegriff mit dem naturwissenschaftlichen Weltbilde irgendwie in Widerspruch gerät. In dieser Hinsicht kommt es ganz auf die Fassung dieses Begriffes an, um ihn ebensowenig damit im Widerspruche erscheinen zu lassen, als die sehr befremdliche und völlig rätselhafte Tatsache, daß uns mit einem bestimmten Komplex physikalisch zu erklärender Vorgänge, den Gehirnprozessen, psychisches Leben gegeben zu sein scheint.



Theater, Musik und Vortragswesen

Selma und Erna Honigberger. Klavier- u. Sonatenabend in Hermannstadt. Die diesjährige Konzertsaison wurde mit zwei künstlerisch sehr hochstehenden und wertvollen Abenden eröffnet. Den am 8. Oktober im Unikumsaal stattgefundenen Klavierabend der für gewöhnlich in Berlin wirkenden heimischen Pianistin Selma Honigberger können wir in jeder Hinsicht als ein musikalisches Ereignis allerersten Ranges verzeichnen. Keine Klavierabende sind an und für sich keine leichte musikalische Kost, und nur wirkliche Künstler sollten es unternehmen, solche zu veranstalten. Selma Honigberger ist ein echter Künstler mit ausgeprägter, durchaus selbständiger Eigenart. Neben ihrer hochentwickelten, alle Gebiete des technischen Könnens umfassenden Kunstfertigkeit versteht sie es, die Kunstwerke mit beredter Eindringlichkeit dem Hörer zu vermitteln und begreiflich zu machen. Männliche Kraft und zündender Schwung zeichnen dabei ihr Spiel besonders aus. Beethovens 32 Variationen in C-Moll zu dem Knappen, aber um so klareren, achttaktigen Thema, diesen Grundpfeiler groß angelegter Variationenkunst, spielte sie mit überlegener Konzentriertheit, die scharfen Gegensätze und den düsteren Charakter des Werkes restlos erschöpfend. Wie sie aber die C-Dur-Sonate, Op. 1 von Johannes Brahms, dieses jugendfrische, von ungezügelter Kraft strotzende, im Andante von innigster und süßester Empfindung durchglühte, hinreißende Werk vortrug, bleibt mir unvergesslich. Brahms schrieb bloß drei Klavierfonaten (C-Dur, Fis-Moll und F-Moll) und alle drei in seiner frühesten Schaffensperiode (Op. 1, 2. und 5). Was er aber in diese drei Sonaten hineinlegte, zeigt den ganzen stürmischen, sehnächtigen jungen Brahms, es ist, wie wenn er sich auf diesem Gebiete und in dieser Kunstform ganz hergegeben hätte, daß er es später nicht mehr vermochte in dieser Art noch etwas zu schaffen. Die darauf folgenden Stücke: Schumanns „Papillons“, Op. 2, „Irrlichter“ von Fr. List, dieses pianistische Kabinettstück und die groteske „Tolle Gesellschaft“ von Dohnányi, spielte sie mit der gleichen künstlerischen Überlegenheit, ihre Hörer zu begeistertem Beifall hinreißend.

Die Geigerin Erna Honigberger, mit der sich Selma Honigberger zu einem Sonatenabend am 16. Oktober gleichfalls im

Unikumsaale vereinigte, ist eine junge aufstrebende Künstlerin, voll tiefsten Ernstes für ihre Kunst und voll selbstbewußten Glaubens an ihre Bestimmung: Sie verfügt über eine absolut zuverlässige Technik, kräftige, vornehme Bogensführung, trefflichere, niemals fehlgehende und wohlthuende reine Intonation. Ihre musikalische Auffassung ist vornehm, klar und von tiefstem Verständnis, manchmal vielleicht zu vorsichtig mit dem Gefühl zurückhaltend. Jede virtuose Effektmacherei ist ihr fremd, sie scheint immer darauf bedacht zu sein, das Kunstwerk stilleht und würdevoll zum Vortrag zu bringen. Von Selma Honigberger an dieser Stelle besonders zu sprechen, ist überflüssig. Nach ihrem Klavierabend war es vorauszusehen, daß sie auch als Ensemblespielerin nur Hervorragendes bieten wird. Das Zusammenspiel der beiden Künstlerinnen kann man nahezu als vollendet bezeichnen, so restlos schön war das innige Zusammenklingen und Ineinanderaufgehen der beiden Instrumente. Sie spielten: G-Moll-Sonate von Händel, ein Werk von außerordentlicher Klarheit, sehr ansprechend und voll geistiger Schönheiten. Sie gelang vortrefflich, besonders die bewegten Sätze mit ihren für diesen Stil charakteristischen imitatorischen Stellen. Hierauf folgte Beethovens Kreuzersonate. Der schwierige erste Satz mit seinen gefährlichen Klavierstellen, die herrlichen Variationen des Andante (hervorheben möchte ich besonders die dritte und vierte) und das stürmisch und leidenschaftlich einherjagende Finale, wurden meisterhaft gebracht. Der reichhaltige Abend wurde mit der D-Moll-Sonate, Op. 108 von J. Brahms beschlossen. Dieses stark leidenschaftliche Werk gehört zweifellos zu den hervorragendsten Werken der Sonatenliteratur. Brahms widmete sie seinem Freunde Hans v. Bülow, sie ist mit ihren vier Sätzen größer angelegt als ihre beiden nur dreisätzigen Schwesterfonaten und ist bei Geigern und Pianisten sehr beliebt. Die Wiedergabe auch dieses Werkes war den früheren Werken ebenbürtig. Am besten gefielen mir die Mittelsätze. Das herrliche Adagio, in welchem die G-Seite der Geige besonders schön klang und das restlos schöne Zusammenspiel im schwierigen Scherzo.

Wie schade, daß diese beiden vortrefflichen Konzert nicht so besucht waren wie sie es unbedingt verdient hätten. Dr. K. B

Bildende Kunst

Die Kunst auf der Straße. In der zweiten Augustnummer des „Ostland“ wird in einer kurzen Notiz die Anregung gegeben, die Ladenschilder künstlerisch auszugestalten. Damit wird nur ein alter Brauch wieder in Erinnerung gebracht, denn in vergangenen Zeiten haben auch sehr hervorragende Künstler es nicht verschmäht, ihre Kunst an Ladenschildern zu üben.

Bekannt ist, daß Antoine Watteau 1720 ein Ladenschild, das jetzt im Besitze des gewesenen deutschen Kaisers sich befindet, malte. Daß mag aber nur eine Laune des französischen Malers gewesen sein; er wollte damit seinen Freund und Gönner Gersaint, den Pariser Kunsthändler, besonders erfreuen. Dagegen haben bedeutende Wiener Künstler, wie Gauermann, Schellein, Amerling, Rupelwieser u. a. Ladenschilder auf Bestellung und gegen gutes Honorar gemalt. Der spätere Feldmarschall Mollke schrieb 1835 über die Wiener Ladenschilder: „Diese Schilder sind zum Teil von ganz großen Meistern und man könnte sie ohne weiters in einer Gemäldesammlung aufhängen.“ Ebenso berichtet der Dichter H. Chr. Andersen: „Wien's größere Plätze und Hauptstraßen bieten den Anblick einer Bildergalerie dar; jeder Laden hat sein hübsch gemaltes Schild, entweder das Portrait einer berühmten Person oder ein allegorisches Stück.“

Die gemalten Geschäftsschilder waren in der zweiten Hälfte des achtzehnten und in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in vielen Städten allgemein gebräuchlich, insbesondere aber in Wien, dem sie dadurch, wie aus obigen Berichten ja auch hervorgeht, einen eigentümlichen Charakter verliehen. Nun hatte die Hauptstadt des damaligen österreichischen Kaiserstaates einen sehr großen Einfluß auf die Hauptstadt seines Kronlandes Siebenbürgen, auf Hermannstadt und so kam es, daß hier, aber auch in anderen sächsischen Städten, gemalte Ladenschilder einer besonderen Beliebtheit sich erfreuten. Auch hier waren diese Ladenschilder nicht nur Handwerkskunst; auch hier verschmähten einzelne Künstler es keineswegs, solche Arbeiten zu liefern.

Zu den ältesten Ladenschildern gehören jene der Tabaktrafiken. Auf ihnen war meistens ein rauchender Türke oder wenig-

stens der Kopf eines solchen abgebildet. Dies war in Hermannstadt bereits im XVIII. Jahrhundert üblich, wie aus einem Altentück im städtischen Archiv geschlossen werden kann. Darin beklagt sich der bürgerliche Tabakfabrikant Ph. Müller am 13. August 1779, daß ihn „der hierortige Bürgerliche Kopftürkenmeister persönlich darob gewarnt“ habe, in Zukunft Rauchtabak zu verschleißen. Der „Kopftürkenmeister“ Joh. Melzer erwidert auf diese Klage, daß nur er berechtigt sei, Rauchtabak feil zu halten und unterfertigt „Tabak-Arendator zum Türkenkopf“.

Vielleicht noch älter als die Schilder der Tabaktrafiken waren jene der Apotheker. In früheren Zeiten waren ja die Alphabeten in der Majorität und da mußten die Geschäftsladen ein Schild haben, das dem Publikum leicht verständlich war. Die Apotheken gehörten nun von jeher zu den gesuchtesten Läden und machten durch bemalte Schilder auf sich aufmerksam. Beliebte war, auf diesen Schildern irgend ein Wappentier, wie Adler, Löwe, Bär usw. abzubilden. Der Hermannstädter Apotheker Josef Schäffer kauft sich 1760 auf dem kleinen Platz „unter dem Gestümpel“¹⁾ ein Haus, wohin er seine Apotheke verlegt. Nun bittet er den Magistrat, in einem hohlen Fenster seines Hauses „einen wilden Mann im Schild aufzurichten, um die Benennung seiner Apotheke vorzustellen.“ Der Magistrat beschließt darauf: „Das löbl. Billicat soll die Gelegenheit occulieren und sodann referieren, wonach darüber erkannt wird, ob er mehr als ein Dukaten vor die Vergünstigung zu erlegen habe.“ Das war vor mehr als 150 Jahren; heute wird sich kaum ein Magistrat darum kümmern, was für Ladenschilder ausgehängt werden!

Dem Hermannstädter Maler und „Professor der Zeichenkunst“ Franz Neuhäuser zahlt 1820 der Apotheker Petrus Sigerus für das „malen der zwei Ladenschilder 60 Gulden.“ Auch das Schild über der Eingangstüre dieser Apotheke hatte Neuhäuser angefertigt. Es stellte einen lebensgroßen Löwen dar, der gemächlich vor einer Felshöhle ruhte. Bei dem gleichen Künstler bestellte Josef Ungar für seine Apotheke, die er 1826 in Fogarasch errichtete, für „die

¹⁾ Gestümpel wurden die Lauben der Häuser genannt.

Flügeltüren zwei Gemälde“ zum Preise von 80 Gulden. Die Apotheke „zum schwarzen Adler“ in Hermannstadt hatte gleichfalls einen bemalten Türflügel, der sich jetzt im Bruckenthal'schen Museum befindet. Das Bild zeigt einen jungen Burschen im Hemd mit einer weißen Zipfelmütze auf dem Kopf, der damit beschäftigt ist, Medikamente in einem großen Mörser zu zerstoßen.

Auf einem höheren künstlerischen Niveau stehen die noch erhaltenen Türschilder der Molnar'schen Apotheke, die von Theodor Sockel, einem um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Hermannstadt tätigen Portraitmaler, 1851 gemalt wurden. Der Künstler hatte zu jener Zeit eine kranke Familie und saß stark in Schulden, weshalb ihn der Besitzer der Apotheke beauftragte, die Apothekerschuld, abzarbeiten'. Auf den schmalen, etwa 1½ Meter hohen Bildern, die in Öl auf Leinwand gemalt sind, sind Hygiea in braun-gelbem Gewand in einer waldigen Landschaft und Askulap, teilweise in eine rote Toga gehüllt, vor einer Felsgruppe stehend abgebildet. Beide Bilder sind in frischen, lebhaften Farben gemalt und bildeten jedenfalls eine Zierde der Fleischergasse, in der seinerzeit die Apotheke sich befand.

Aus dem gleichen Jahr stammt ein anderes Ladenschild, das der einst beliebte Künstler Heinrich Trenk malte. Es stellt einen jungen Mann, fast Lebensgröße, dar. Er ist grau gekleidet, trägt auf dem blonden Haar einen Dreimaster und hält in der rechten Hand ein Gebetbuch. Das Schild wurde in gutem Zustande auf dem Ausboden eines Hauses auf dem großen Ring gefunden und dürfte der Eisen- und Nürnberger Warenhandlung „zum Bergmann“ des Fr. Zacharias angehört haben.

Ebenfalls kürzlich zum Vorschein kam das Schild „zum Herzog von Reichstadt“, das einstens die Ladentüre des Schnittwarengeschäftes des Jos. Ant. Popp auf dem großen Platz schmückte. Es war eine gut gemalte Kopie des Amerling'schen Bildnis von Napoleon's Sohn. Dagegen ist spurlos verschwunden das große, wahrscheinlich von Fr. Neuhauser gemalte Schild des Optikerlabens R. Heinrich, später R. Brunner, das weit über ein Menschenalter an dem Laden hing, der sich an der Einmündung der Heltaugasse auf den großen Platz befand. Es stellte einen Astrologen dar. Er stand an einem

Globus gelehnt und hielt in der Hand ein Fernrohr. Seine Gestalt war in einen dunkelroten Mantel gehüllt, wodurch der blasser Kopf mit den weißen Haaren noch mehr hervorgehoben wurde. Von Fr. Neuhauser stammte auch ein großes, mit Kalkfarben direkt auf die Wand gemaltes Bild über der ehemals Hochmeister'schen Buchdruckerei in der Wintergasse, auf dem der Besuch Kaiser Josef II. in dieser Buchdruckerei (17. Juli 1786) dargestellt war. Spuren dieses Bildes treten jetzt wieder hervor; ebenso zeigen sich an der Front desselben Hauses gegen den Schillerplatz Reste des siebenbürgischen Landeswappens, zu dessen Führung M. v. Hochmeister als privilegierter Buchdrucker und Buchhändler berechtigt war. Wahrscheinlich hatte Neuhauser auch dieses Wappen gemalt.

Die ehemaligen Wirtshausnamen aus der Zeit ohne Schulzwang waren zum Sehen bestimmt. Ein gemaltes, aus Blech getriebenes oder aus Holz geschnitztes Roß, ein Adler oder Löwe etc. ließen auch bei dem des Lesens Unkundigen keinen Zweifel aufkommen, daß er vor dem Wirtshaus zum Roß usw. stand. Ob je das Einkehrhaus „zum römischen Kaiser“, das vor Kaiser Josef II. Besuch in Hermannstadt „zum türkischen Kaiser“ benannt war, ein Bilderschild führte, ist nicht bekannt. Dagegen hatte ein solches das Gast- und Einkehrhaus zum „weißen Löwen“ in der Mühlgasse. Ein großer, weißer Löwe war auf diesem Schilde stehend in sonniger Landschaft abgebildet. In der Heltaugasse zeigte eine überlebensgroße schwarze Rahe an, wo ein beliebtes Weinhäus sich befand. Eines der ältesten Wirtshäuser ist das „weiße Lamm“, das noch heute Ecke der Schmied- und Burgergasse besteht. Bei einer kurz vor dem Weltkrieg vorgenommenen Restaurierung wurde leider das alte Wirtshauschild von der Fassade des Hauses entfernt.

Seitdem Hermannstadt zu wachsen begann und ein moderner Geist das alte Stadtbild immer mehr veränderte — aber nicht verschönerte —, sind die gemalten Ladenschilder allmählich abgekommen. Auch der farbige Anstrich der Häuser mußte einem langweiligen grau-braunen Ton weichen. Damit haben die Straßen viel von ihrem einstmalen so freundlichem Aussehen verloren. Möge ein Wiedererwachen der bunten Schilder, des farbigen Häuseranstriches nicht bloß ein Wunsch bleiben!

Emil Sigerus.

Schachprobleme

Geleitet von Dr. Alfred Roth

Lösung des Problems 17 von Valerius Onisju in Hermannstadt.

1. $Kb3 - e4!$ (Zugzwang).
 a) ... $Kn.f4$, 2. $Kc4 - d5!$, $Kf4 - f3$,
 3. $Kd5 - e5$ m!
 b) ... $Kn.e6$, 2. $Kc4n.d4!$, $Ke6 - d7$,
 3. $Kd4 - e5$ m!

Die Originalität der Idee besteht also darin, daß sämtliche Züge der König machen muß, um mit dem 3. Zuge das Matt zu erzwingen, und daß die vielen weißen Figuren sich nicht rühren dürfen; (die im Verhältnis zu ihrer Aktivität so große Menge der weißen Figuren, die an sich eine Untugend wäre, ist hier gerade eine Tugend, indem sie die Idee verschärft erscheinen läßt). Zur Idee gehört ferner der Umstand, daß der weiße König in beiden Spielen dem feindlichen König den Rückzug auf seinen Standplatz benimmt, aber ihm zugleich sowohl die Möglichkeit schafft, als auch den Zwang auferlegt, ein neues Feld zu betreten: der weiße König suspendiert mit dem 2. Zuge die Wirkung einer seiner Figuren, nur aber um sie beim 3. Zuge — durch das Abzugschach — mit tödlichem Erfolge wieder einzuschalten; im vollen Sinne gilt dies vom ersten Spiel, wo der weiße König die offene Läuferdiagonale $a8 - h1$ betritt; im zweiten Spiel schlägt er leider den die Wirkung des Turmes $d3$ behindernden Bauern, stellt sich aber allerdings für diesen Zug nun selbst hindernd vor den Turm. Noch viel schöner wäre das Problem ohne $Bd4$, weil dann der König beim 2. Zuge die offene Wirkung seines Turmes für einen Augenblick aufhobe; leider läßt sich $Bd4$ aber zur Verhinderung von Nebenlösungen nicht entbehren. Endlich ist sehr pikant, daß der weiße König bei beiden Mattstellungen auf dem Urplatz des Schwarzen steht. Die

zahlreichen Verführungen (z. B. 1. $Le1 - e3$ oder $g3$, $Td3$ oder $f4n.d4$) ad absurdum zu führen, müssen wir uns hier versagen.

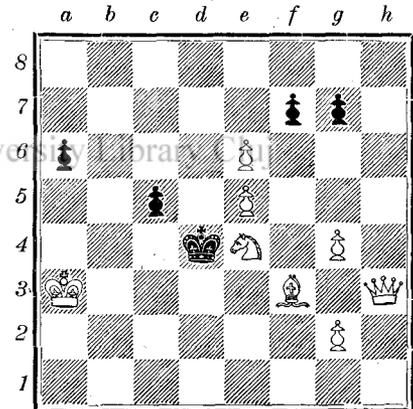
Alle Einsender richtiger Lösungen haben Worte hohen Lobes gefunden nämlich: Andr. Frank, Prediger i. R.; Friedr. Frank, cand. theol., beide in Baaken; Hellmut Goritz, Gymn.-Quint.; Dr. Heinrich Göllner, prakt. Arzt; Andreas Kellner, Lehrer; Rudolf Krauß, Kaufmann; Heinrich Loydl, Kaufmann; Hans Mayer, Abiturient; Konrad Schuller, Abiturient; Albert Schwarz, Kaufmann; Andr. Scheiner, Pfarrer in Mergeln.

Problem 19.

Von Dr. Alfred Roth in Hermannstadt.

Herrn Josef Rosenthal, dem eifrigen Förderer des Hermannstädter Schachklubs, gewidmet.

Schwarz (5 Stück).



Weiß (8 Stück).

Weiß zieht und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Bei diesem hiermit zum ersten Male veröffentlichten Dreizüger kommt es dem Verfasser mehr auf die konsequente Darstellung der Idee als auf Schwierigkeit und glatte Schönheit an.

Mitteilungen der Schriftleitung

„Franzosen im Banat“. Dieser Artikel erschien als Erstdruck in der „Schwäbischen Volkspresse“. Herr Dr. Kräuter stellte uns ihn zur Verfügung und wir bringen ihn wegen seines hervorragend interessanten Inhaltes. — „Schwäbische Arbeit“ ist eine Erstlingsleistung eines angehenden jungen

schwäbischen Schriftstellers. — Der Artikel: „Die kulturelle Entwicklung der englischen Kolonien in Nordamerika“ entstammt der Feder Dr. Peter Schiffs, eines guten Kenners amerikanischer Verhältnisse, der längere Zeit hindurch in den Vereinigten Staaten wissenschaftl. Studien getrieben hat.